einwandfrei festgestellt werden soll, ob sie überhaupt geschehen ist. Subjektive psychologische Momente für und wider die Judaskommunion schalten wir also am besten aus. Die evangelischen Texte sind rein exegetisch zu prüfen und danach die Antwort zu geben. Also nicht die Phantasie muß hier alles leisten, wie Joh. Weiß behauptet, und dieser Gegenstand ist nicht die Domäne der Dichter, sondern ureigenstes Gebiet der Exegese.

III.

Der Weggang des Verräters Judas ist nicht die einzige Begebenheit an jenem denkwürdigen Abend, deren Platz in der zeitlichen Aufeinanderfolge bis heute umstritten ist. Wer indes bedenkt, daß nicht einmal das Datum der Abendmahlsfeier und des Todes Jesu mit unbezweifelter Sicherheit zu ermitteln ist, wird sich nicht wundern, daß auch im Ablauf der Einzelszenen des Leidensdramas Schwierigkeiten bestehen. Mit der überwiegenden Mehrheit aller auf positivem Standpunkt stehenden Erklärer ist daran festzuhalten, daß Jesus am letzten Abend vor seinem Tode nicht nur eine Abendmahlzeit als Abschiedsfeier mit seinen Aposteln gehalten, sondern nach Gesetzesvorschrift das Osterlamm gegessen und nach dem rituellen Passahmahl die hl. Eucharistie eingesetzt hat, einerlei, ob die Feier am 13. oder 14. Nisan stattfand, ob Jesus am 14. oder 15. starb. Diese Ordnung nimmt auch das Concil. Tridentinum an, wenn es in der Sessio XXII, Cap. 1 schreibt: „Nam celebrato vetere Pascha, quod in memoriam exitus de Aegypto multitudo filiorum Israel immolabat, novum instituit Pascha se ipsum ab Ecclesia per sacerdotes sub signis visibilibus immolandum ...[21]." Ob der vom Herrn konsekrierte eucharistische Kelch einer von den vorgeschriebenen Bechern der Passahliturgie gewesen ist und welcher, vermögen wir heute nicht mehr sicher festzustellen[22]. Ebensowenig können wir mit Gewißheit sagen, ob der vom späteren jüdischen Schrifttum erwähnte fünfte Becher bereits zur Zeit Jesu üblich war. Die Mischna nennt ihn noch nicht.

Alle vier Evangelisten erzählen die Entlarvung des Verräters im Abendmahlsaal. Matthäus und Markus berichten erst danach die Einsetzung der hl. Eucharistie, Lukas dagegen vorher. Keiner von den Synoptikern sagt ausdrücklich, daß Judas nach der Entlarvung sogleich aus dem Saale hinausging, sie erwähnen den Weggang überhaupt nicht. Johannes gibt uns am ausführlichsten Kunde, berichtet auch, daß Judas

[21] Denzinger, Nr. 938.

[22] U. Holzmeister nennt diese Frage „schlechthin unlösbar". Die Passionsliteratur der letzten sechs Jahre. In: Zeitschrift für katholische Theologie 39 (Innsbruck 1915) 325.

einwandfrei festgestellt werden soll, ob sie überhaupt geschehen ist. Subjektive psychologische Momente für und wider die Judaskommunion schalten wir also am besten aus. Die evangelischen Texte sind rein exegetisch zu prüfen und danach die Antwort zu geben. Also nicht die Phantasie muß hier alles leisten, wie Joh. Weiß behauptet, und dieser Gegenstand ist nicht die Domäne der Dichter, sondern ureigenstes Gebiet der Exegese.

III.

Der Weggang des Verräters Judas ist nicht die einzige Begebenheit an jenem denkwürdigen Abend, deren Platz in der zeitlichen Aufeinanderfolge bis heute umstritten ist. Wer indes bedenkt, daß nicht einmal das Datum der Abendmahlsfeier und des Todes Jesu mit unbezweifelter Sicherheit zu ermitteln ist, wird sich nicht wundern, daß auch im Ablauf der Einzelszenen des Leidensdramas Schwierigkeiten bestehen. Mit der überwiegenden Mehrheit aller auf positivem Standpunkt stehenden Erklärer ist daran festzuhalten, daß Jesus am letzten Abend vor seinem Tode nicht nur eine Abendmahlzeit als Abschiedsfeier mit seinen Aposteln gehalten, sondern nach Gesetzesvorschrift das Osterlamm gegessen und nach dem rituellen Passahmahl die hl. Eucharistie eingesetzt hat, einerlei, ob die Feier am 13. oder 14. Nisan stattfand, ob Jesus am 14. oder 15. starb. Diese Ordnung nimmt auch das Concil. Tridentinum an, wenn es in der Sessio XXII, Cap. 1 schreibt: „Nam celebrato vetere Pascha, quod in memoriam exitus de Aegypto multitudo filiorum Israel immolabat, novum instituit Pascha se ipsum ab Ecclesia per sacerdotes sub signis visibilibus immolandum ...[21]." Ob der vom Herrn konsekrierte eucharistische Kelch einer von den vorgeschriebenen Bechern der Passahliturgie gewesen ist und welcher, vermögen wir heute nicht mehr sicher festzustellen[22]. Ebensowenig können wir mit Gewißheit sagen, ob der vom späteren jüdischen Schrifttum erwähnte fünfte Becher bereits zur Zeit Jesu üblich war. Die Mischna nennt ihn noch nicht.

Alle vier Evangelisten erzählen die Entlarvung des Verräters im Abendmahlsaal. Matthäus und Markus berichten erst danach die Einsetzung der hl. Eucharistie, Lukas dagegen vorher. Keiner von den Synoptikern sagt ausdrücklich, daß Judas nach der Entlarvung sogleich aus dem Saale hinausging, sie erwähnen den Weggang überhaupt nicht. Johannes gibt uns am ausführlichsten Kunde, berichtet auch, daß Judas

---

[21] Denzinger, Nr. 938.

[22] U. Holzmeister nennt diese Frage „schlechthin unlösbar". Die Passionsliteratur der letzten sechs Jahre. In: Zeitschrift für katholische Theologie 39 (Innsbruck 1915) 325.

den Saal verließ. Weil aber gerade der vierte Evangelist die Einsetzung der Eucharistie nicht in seine Darstellung einfügt, bleibt die Frage auch bei ihm offen. Eine Harmonisierung der vier Berichte würde also bereits eine Entscheidung für oder wider die Teilnahme des Judas voraussetzen. Methodisch richtig wird es darum sein, mit dem „neutralen" Bericht des Johannesevangeliums zu beginnen.

Auf Bitten des an seiner Brust liegenden Johannes gibt Jesus als Erkennungszeichen an: „Jener ist es, dem ich den Bissen eintauchen und reichen werde. Er tauchte also den Bissen ein, nimmt ihn und gibt ihn dem Judas, dem Sohne Simons des Iskarioten. Und nach dem Bissen, da fuhr in jenen der Satan... Nachdem also jener den Bissen genommen hatte, ging er sogleich hinaus. Es war aber Nacht[23]." Die Ansicht, dieser Bissen sei ein Stück vom eucharistischen Brot gewesen, ist so ungeheuerlich und im Zusammenhang des johanneischen Berichtes so unmöglich, daß fast alle Erklärer der alten wie der neuen Zeit sie ablehnen, sogar jene, die sich für die Judaskommunion entscheiden. J. Grimm, der selbst zu letzteren gehört, nennt diese Ansicht „eine Verirrung", obgleich der hl. Johannes Chrysostomus sie vertritt[24]. Um so bezeichnender ist es, daß W. Heitmüller bei Jo 13, 26 ff. von der eucharistischen Speise spricht, weil er so einen Beweis für spätere Umformung der Überlieferung durch die Gemeindetheologie zu finden glaubt: „Judas ist zugleich eine Verkörperung derer, die an dem Mysterium der christlichen Gemeinde, an Agape und Abendmahl teilnehmen und dann doch die Brüder verraten[25]." Der jedesmal durch den Artikel verstärkte Ausdruck τὸ ψωμίον ist sehr wahrscheinlich gerade dadurch als ein Stück der zum rituellen Passahmahl gehörigen Speisen gekennzeichnet, ein Bissen also, den Jesus in die vorgeschriebene Tunke Charoset oder in Salzwasser eintauchte und dann dem Judas reichte. Ein Stück Fleisch vom Osterlamm muß es deswegen nicht gewesen sein[26]. Es war ein Zeichen besonderer Ehrung, wenn der Hausvater oder Vorsteher des Mahles einem Tischgenossen in dieser Weise persönlich einen Bissen reichte, so wie nach unseren Sitten eine besondere Aufmerksamkeit darin liegt, wenn der Höherstehende einem Tischgenossen „zutrinkt". Das alles setzt voraus, daß in jenem Augenblicke das eigentliche Passahmahl noch nicht beendet war. Ebenso klar geht aus Jo 13, 23—25 hervor, daß alle noch am Essen waren, als Judas entlarvt wurde, vor-

[23] Jo 13, 26—30.
[24] J. Grimm, Das Leben Jesu, VI³, Regensburg 1920, 146, Anm. 1.
[25] In: Joh. Weiß, Die Schriften d. N. T. II, 822.
[26] Vgl. Lagrange, Evangile selon Saint Jean, Paris 1925, 362.

läufig noch abgesehen von Mt 26, 21 und Mk 14, 18, wo die gleiche Tatsache erwähnt wird. Mit dem Trinken des vierten Bechers war aber das eigentliche Passahmahl beendet und weiteres Essen verboten[27]. Galt diese Bestimmung schon zur Zeit Jesu, worüber wir allerdings keine Sicherheit haben, so muß schon aus diesem Grunde Judas während des Passahmahles entlarvt und von Jesus hinausgeschickt worden sein.

Es fragt sich nun, an welcher Stelle des johanneischen Berichtes die Einsetzung der Eucharistie einzureihen ist. Daß Johannes von diesem wichtigen Ereignis, dessen Verheißung er im 6. Kap. so ausführlich erzählt, hier schweigt, bestätigt seine Absicht, die synoptischen Berichte zu ergänzen und vor Mißdeutungen zu schützen. Tatsächlich bereichert der vierte Evangelist unser Wissen über die Vorgänge im Abendmahlsaale in vielen Punkten. Das gilt vor allem auch von der Entlarvung des Judas. Wer den Abschnitt Jo 13, 1—32 unbefangen liest, wird gar nicht auf den Gedanken kommen, in die geschlossene Einheitlichkeit der Darstellung einen Keil hineinzutreiben, indem er die Einsetzung der Eucharistie darin unterbringt. Wie ein Wetterleuchten zuckt zuerst mehrmals der Hinweis auf den Verräter auf (Vers 2. 10—11. 18). Die unheilschwangere Wolke lagert sich immer düsterer auf Jesu Gemüt, bis in Vers 21 das Gewitter losbricht und die Luft reinigt, indem Judas sich durchschaut sieht und den Saal verläßt. Der Vers 20 kommt zwar vielen Erklärern wie ein erratischer Block aus anderem Zusammenhang vor, aber den ganzen Abschnitt 13, 20—30 als Schlußteil der Entlarvungsszene unmittelbar vor der großen Ermahnungsrede unterzubringen[28], hat mancherlei Bedenken gegen sich[29]. Lagrange dürfte den besten Weg zur Lösung gewiesen haben. Er nimmt an, Jesus habe begonnen, von der Würde des Apostolates zu sprechen, aber diese Darlegung wurde unterbrochen infolge der Erregung, die sich seiner beim Gedanken an den Verrat eines seiner Apostel bemächtigte. So nahmen seine Mahnungen und Tröstungen eine andere Richtung[30].

Will man also nicht die nur von Johannes erzählte Fußwaschung erst nach der Kommunion der Apostel ansetzen, was jeder vernünftigen Exegese widerspräche, so bleibt auf Grund des vierten Evangeliums nichts anderes übrig, als die Entlarvung des Judas ebenfalls zeitlich der Kommunion vorausgehen zu lassen. Und da nach Jo 13, 30 der Verräter so-

[27] G. Beer, Die Mischna, Traktat Pesachim, Gießen 1912, 71. Spiteri, a. a. O. 16—17.

[28] Bernhard, In: Zeitschr. f. kathol. Theol. 36 (Innsbruck 1912) 415.

[29] Vgl. Th. Innitzer, a. a. O. 79.

[30] Lagrange, Ev. s. S. Jean, 358.

gleich nach der Entlarvung aus dem Saale ging, schließen die Angaben des Johannesevangeliums die Judaskommunion aus[31].

Zum gleichen Ergebnis führt übrigens eine andere Beobachtung, die nur Jo 13, 21—30 als geschlossene Einheit anzunehmen braucht. Alles in diesem Abschnitt setzt voraus und sagt ausdrücklich, daß Jesus mit den Aposteln noch auf den Polstern liegt und mit dem Essen beschäftigt ist, während der Verräter entlarvt und hinausgeschickt wird. Nun sagt aber Paulus, um von der gleichlautenden Notiz bei Lukas abzusehen, Jesus habe den Kelch nach dem Essen konsekriert[32]. Also war Judas bei der Konsekration nicht mehr zugegen. Nimmt man hinzu, daß auch Mt 26, 21—25 und vor allem Mk 14, 18—21 dieselbe Situation schildern wie Johannes, so kann gar kein Zweifel mehr darüber walten, daß wenigstens die Entlarvung des Verräters vor der Einsetzung der hl. Eucharistie geschehen ist. An und für sich braucht allerdings, wie Holzmeister richtig hervorhebt, der Weggang des Judas nicht notwendig mit der Kennzeichnung verbunden zu sein[33]. Wenn aber Johannes beides in unmittelbaren Zusammenhang bringt und dazu sein Bericht den Charakter der Ergänzung synoptischer Daten an sich trägt, so können wir Entlarvung und Weggang des Judas nicht mehr zeitlich trennen. Holzmeister dürfte mithin das Zeugnis des zweiten und vierten Evangelisten in unserer Frage allzu gering bewertet haben, wenn er schreibt: „Aus Joh kann man nichts, aus Mc (trotz 14, 23 omnes!) nichts Sicheres ableiten[34]."

IV.

Die Hauptschwierigkeit liegt in der Darstellung des dritten Evangeliums. Während nämlich seine beiden Vorgänger erst nach der Kennzeichnung des Judas von dem eucharistischen Mahle erzählen, dreht Lukas diese Ordnung um. Wer von ihnen hat die zeitliche Ordnung der Begebenheiten überliefert? Das Prinzip der Stimmenmehrheit ist hier nicht anwendbar, wenn auch seit Salmeron sich viele darauf berufen. Nicht einmal die Eigenschaft des hl. Matthäus als Augenzeuge gibt den Ausschlag, weil niemand bestreiten wird, daß gerade er die Ereignisse ohne Rücksicht auf die chronologische Abfolge oft nach sachlichen oder literarischen Gesichtspunkten gruppiert. Es

[31] Knabenbauer nennt diese Ansicht „sicher", certum. Comm. in Ev. sec. S. Matthaeum II, Parisiis 1893, 438. Der Versuch des Baronius, die Dauer von εὐθύς zeitlich zu dehnen, muß als mißglückt bezeichnet werden. Vgl. Spiteri, a. a. O. 17—18.

[32] 1 Kor 11, 25.

[33] Zeitschr. f. kath. Theol. 39 (Innsbruck 1915) 325.

[34] A. a. O. 43 (1919) 499.

unterliegt aber heute auch keinem Zweifel mehr, daß Lukas nicht immer die Dinge am chronologischen Faden aufreiht. Der üblich gewordene Hinweis auf die Einleitung des Lk-Ev und vor allem auf die dort betonte Absicht, die Erzählung „ordnungsgemäß, καθεξῆς“ zu gestalten (Lk 1, 3), verkennt die Mehrdeutigkeit dieses Ausdrucks. Καθεξῆς bezeichnet nicht nur „eins nach dem anderen“ in zeitlicher Folge, sondern auch die Ordnung nach räumlichen, logischen und sachlichen Gesichtspunkten[35]. In seiner neuen griechischen Synopse hat Lagrange zwar das dritte Evangelium zur Unterlage der Textfolge gewählt, weicht aber in 23 Fällen von der Chronologie desselben ab, so auch im Bericht über das letzte Abendmahl[36]. Rupert von Deutz dürfte also schon im 12. Jahrhundert das Richtige getroffen haben, als er, entgegen der damals vorherrschenden Annahme der Judaskommunion, erklärte, im Lk-Ev seien die Worte Jesu über den Verräter an verkehrter Stelle berichtet. Lukas habe die Ereignisse im Abendmahlsaale in der Weise verknüpft, daß er zuerst erzählte, was zum Passahmahl gehörte, dann die darauf folgende Verwandlung des Leibes und Blutes des Herrn, dann erst die während der beiden Mahlzeiten (Osterlamm und Eucharistie) gesprochenen Worte[37]. Wir kämen also mit der katholischen Inspirationslehre nicht in Widerspruch, wie Bernhard befürchtet[38], wenn wir eine verschiedene Reihenfolge der Begebenheiten bei Mt und Mk einerseits und Lk andererseits zugäben; es sei denn, daß jemand damit behaupten wollte, alle drei Evangelisten hätten die Absicht gehabt, die zeitliche Reihenfolge der Geschehnisse in der literarischen Gruppierung zum Ausdruck zu bringen.

Aus diesen allgemeinen Bemerkungen ergibt sich schon, daß aus der bloßen Umstellung im Lukasbericht kein Beweis für die Teilnahme des Judas an der Eucharistiefeier hergeleitet werden kann. *Wir dürfen aber noch einen Schritt weiter gehen und behaupten, daß Lukas selbst Bemerkungen in seinen Text aufgenommen hat, woraus dieselbe zeitliche Aufeinanderfolge bewiesen werden kann, wie wir sie aus den übrigen Berichten kennen.* Gerade dieser höchst wichtige Umstand ist in der bisherigen Erörterung der Streitfrage nicht immer genügend beachtet worden.

Kein Evangelist hat mit gleichem Nachdruck wie Lukas die Eucharistiefeier im Abendmahlsaale als Erfüllung ihres altbundlichen Vor-

[35] Vgl. Innitzer, a. a. O. 78. Lagrange, Evangile s. S. Luc. Paris 1921, 6 und 547.

[36] Lagrange-Lavergne. Synposis Evangelica Graece. Parisiis-Barcinone 1926.

[37] In Joh. lib. 11. P. L. 169, 688.

[38] A. a. O. 35 (1911) 51.

bildes, des rituellen Passahmahles, herausgestellt. Genau so wie Paulus 1 Kor 11, 25, nur mit Umstellung des Wortes ὡσαύτως, sagt nun Lk 22, 20, die Konsekration des Kelches sei nach dem Mahle, μετὰ τὸ δειπνῆσαι erfolgt. Das ist eine ganz eindeutige Zeitangabe, mit der nur die Beendigung des jüdischen Passahmahles gemeint sein kann. Das fehlende Verbum Lk 22, 20, das καί und vor allem das betonte ὡσαύτως bekunden, daß diese Konsekration des Kelches zeitlich unmittelbar auf die Konsekration und den Genuß des eucharistischen Brotes folgte. Es geht darum nicht an, mit Thomas von Aquin u. a. die Konsekration des Brotes während des Passahmahles, die des Weines aber in längerem Abstand davon nach dem Mahle anzusetzen. Auch die Bemerkung der zwei älteren Evangelisten, die Einsetzung der heiligen Eucharistie sei geschehen ἐσθιόντων αὐτῶν (Mt 26, 26; Mk 14, 22) gibt zu dieser zeitlichen Trennung der beiden Konsekrationsakte keinen Anlaß. Der Ausdruck braucht gar nicht übersetzt zu werden: „als sie gegessen hatten." Es ist eine dehnbare Zeitbestimmung, die im Rückblick auf Mt 26, 21; Mk 14, 18 nur besagen will, daß die nun folgende Einsetzung der Eucharistie bei Gelegenheit jenes Passahmahles geschehen sei.[39]. Markus gibt klar zu verstehen, daß er mit der Wiederholung der Worte καί ἐσθιόντων αὐτῶν in Vers 22 nicht dasselbe sagen will wie in Vers 18; denn dort hat er die Entlarvung des Verräters genauer in die Zeit des eigentlichen Essens hineindatiert, indem er schreibt: καὶ ἀνακειμένων αὐτῶν καί ἐσθιόντων, was nicht als bloßer Pleonasmus zu verstehen ist. Die etwas unbestimmte Datierung der Eucharistiefeier durch Matthäus wird also durch Markus schon genauer, durch Lukas aber im Bunde mit Paulus unzweifelhaft festgelegt: „Nach dem Mahle." So faßt auch Bernhard die Stelle auf[40].

Unmittelbar auf den Vers mit dieser genauen Zeitangabe folgt nun bei Lukas die Kennzeichnung des Verräters: 22, 21—23. Die Verteidiger der Judaskommunion legen mit Nachdruck den Finger auf die Verbindungsworte πλὴν ἰδού[41]. Dem Wörtchen πλήν hat man aber dabei vielzu-

[39] Th. Zahn möchte unter Bevorzugung der Variante αὐτῶν δὲ ἐσθιόντων statt ἐσθιόντων δὲ αὐτῶν in dieser Notiz das Tun Jesu gegenüber dem Tun der Jünger betont sehen und ihr den Sinn geben: „Während die übrigen noch mit Essen beschäftigt waren, nahm Jesus, der mit Essen und Trinken fertig war, ein Brot, sprach ein Dankgebet..." Das Ev. des Matthäus[4], Leipzig 1922, 694.

[40] A. a. O. 35 (1911) 49.

[41] Vgl. Bernhard, a. a. O. 35 (1911) 52—55. Holzmeister nennt Bernhards Ausführungen den „gelungenen Beweis aus den vielsagenden Einleitungsworten πλὴν ἰδού Lc 22, 21, welche als Worte des Heilandes und nicht des Evangelisten den gegebenen Zusammenhang mit der vorausgehenden Konsekration als geschichtlich erwiesen". Ebda. 39 (1915) 325. Vgl. auch 43 (1919) 498 gegen Spiteri.

viel Ehre angetan und seine Beweiskraft, wie sich zeigen wird, weit überschätzt. Es ist „das eigentliche volkstümliche Wort“ in der Bedeutung „jedoch, indessen“[42]. Es ist ferner ein Lieblingswort des Lukasevangeliums, worin es mehr denn doppelt so häufig vorkommt, als in den drei anderen Evangelien zusammen. Schillernde Mannigfaltigkeit zeigt seine Verwendung in der LXX des A. T. Die Concordanz von Hatch-Redpath zur Septuaginta zählt nicht weniger als 23 verschiedene Wendungen im Hebräischen, die mit πλήν wiedergegeben werden. Ez. 16,49 vertritt es „hinneh“, vulg. ecce. Sollte im Hinblick darauf πλὴν ἰδού bei Lk 22, 21 nichts anderes sein als ein verstärktes ἰδού? Die Möglichkeit kann jedenfalls nicht bestritten werden. An anderen Stellen der LXX gibt πλήν hebräische Worte wieder, die eine Bekräftigung ausdrücken fürwahr, wahrlich. Wir müßten also wissen, welches Wort Jesus im Aramäischen gebraucht hat, um den Sinn des Überganges von Lk 22, 20—21 richtig erfassen zu können. Soviel ist schon aus dem Gesagten klar, daß πλὴν ἰδού hier keinen scharfen Gegensatz hervorzuheben braucht. Der Sinn des Ausdrucks ist vollkommen gewahrt, wenn er einen Übergang zu einem neuen Gedanken bezeichnet[43]. Ist das richtig, so steht grundsätzlich nichts im Wege, die Verbindung zwischen den Versen 20 und 21 zu lösen und der Perikope 21—23 einen anderen Platz anzuweisen, wo sie in ihren geschichtlichen Zusammenhang rückt.

Am klarsten tritt bei Prüfung der anderweitigen Verwendung von πλήν zutage, daß wir auf das wankende Fundament dieses Wortes keinen Beweis für die zeitliche Ordnung der Ereignisse im Lukasbericht aufbauen dürfen. Die Vielseitigkeit dieses Wörtleins ist lexikalisch schwer zu erfassen. In dem auf Lk 22, 21 unmittelbar folgenden Vers steht πλὴν οὐαί. Die beiden Paralleltexte Mt 26, 24 und Mk 14, 21 lesen dafür οὐαὶ δέ. Umgekehrt lesen eine Reihe von Textzeugen Lk 17, 1 οὐαὶ δέ statt πλὴν οὐαί. Lk 12, 31 steht wiederum πλήν, dafür Mt 6, 33 δέ. Mt 26, 64: πλήν Mk 14, 62: καί. Lk 10, 14 und Mt 11, 22 haben gleichlautend πλήν. Dagegen schreibt in dem verwandten Text Mt 11, 24 der erste Evangelist zwar πλήν, während Lukas trotz seiner Vorliebe für das Wörtchen πλήν 10, 12 gar keine Verbindung hat. Mt 10,15 liest dafür sogar ἀμήν. Also kann πλήν durch ἀμήν ersetzt werden. Noch bemerkenswerter ist das Beispiel Lk 19, 27. Der vorhergehende Vers wird in den Synopsen vielfach in die Bergpredigt eingereiht. Die Verbindung zwischen Lk. 19, 26—27 ist

---

[42] Vgl. Preuschen-Bauer, Griechisch-Deutsches Wörterbuch; Blass-Debrunner, Grammatik des neutest. Griechisch, Göttingen 1913, S. 262.

[43] Vgl. A. Plummer, The Gospel according to S. Luke, Edinburgh 1916, 499: „The πλήν here indicates a transition; an expansion or change of subject.“ Vgl. auch Knabenbauer, Comm. in Ev. s. Lucam, Parisiis 1896, 576.

πλήν, dagegen zwischen dem parallelen Glied Mt 25, 29—30 bloßes καί. Aus diesem wechselnden Gebrauch von πλήν und andern Verbindungsworten in parallelen Texten dürfte zur Genüge hervorgehen, daß es für uns unmöglich ist, heute noch aus dem griechischen Text festzustellen, wie die ersten Worte Lk 22, 21 im Munde Jesu eigentlich gelautet haben, ob dadurch eine unlösbare Verknüpfung mit dem Vorhergehenden hergestellt wurde. Solange wir das aber nicht wissen, läßt sich aus πλὴν ἰδού schlechthin nichts für die Judaskommunion beweisen. Halten wir neben die eben angeführten Stellen zahlreiche andere Paralleltexte z. B. Mt 5, 26 = Lk 12, 56; Mt 8, 10 = Lk 7, 9; Mt 11, 11 = Lk 7, 28; Mt 13, 17 = Lk 10, 24; Mt 13, 57 = Mk 6, 4 = Lk 4, 24 und andere, so beobachten wir eine ähnliche Freiheit im Gebrauche von ἀμήν oder im johanneischen Stil ἀμὴν ἀμήν. Dem Kenner der Evangelien ist diese Freiheit der Verfasser in der Verknüpfung und Umstellung von Redeteilen Jesu nichts Neues; es war aber nötig, hier nachdrücklichst darauf hinzuweisen, um zu zeigen, daß der Übergang von Lk 22, 20—21 kein tragfähiger Brückenpfeiler für die Behauptung der Judaskommunion ist.

Läßt sich die Behauptung nicht sogar umkehren? Wir fanden vorhin in Ez 16, 49 eine Stütze für die Annahme, daß Lk 22, 21 πλὴν ἰδού weiter nichts bedeutet als ein verstärktes ἰδού. Neutestamentliche Paralleltexte lassen den noch wichtigeren Schluß zu, daß πλήν hier gleich ἀμήν im Sinne einer feierlichen Beteuerung ist. Damit rückt aber der Lukastext auch sprachlich unmittelbar neben Mt 26, 21; Mk 14, 18; Jo 13, 21, also in die Reihenfolge der drei anderen Zeugen. Weil ferner gerade Lukas nur einen einzigen Hinweis Jesu auf den Verräter in seinen Bericht aufgenommen, also offensichtlich die älteren Darstellungen gekürzt hat, so wird Lk 22, 21 die Sachparallele sowohl zu Mt 26, 21; Mt 14, 18; Jo 13, 21 wie zu Mt 26, 23; Mk 14, 20 (Jo 13, 26?). Für diese in unserer Frage ausschlaggebende Harmonisierung stehen uns zwei wichtige Zeugnisse der ältesten Tradition zur Verfügung. In den Canones des Eusebius wird nämlich Lk 22, 21 nicht als Parallele zu Mt 26, 21; Jo 13, 21 noch vor allem zu dem am ähnlichsten Vers Mk 14, 18 angegeben, sondern zu der endgültigen Entlarvung des Judas Mt 26, 23; Mk 14, 20. Darauf hat schon Spiteri aufmerksam gemacht und einen noch älteren Zeugen dafür in Origenes nachgewiesen. Origenes geht einen Schritt weiter und erklärt zu Jo 13, 26: „Die hiermit gleichbedeutende Stelle möchte ich suchen bei Mt: »Der mit mir die Hand in die Schüssel taucht, der wird mich verraten;« und bei Mk: »Der mit mir in die Schüssel tunkt;« aber auch (δέ) bei Lukas, obschon dieser den Ausdruck »eintunkt« nicht verwendet, sondern dafür sagt: » πλὴν ἰδοὺ ἡ

χείρ...« Der richtige Aufschluß über diese Stelle wäre bei denen zu finden, die gelehrter sind als ich[44].“ Lassen wir aber Jo 13, 26 außer Betracht, so bleiben zwei wichtige patristische Zeugnisse für die Gleichsetzung von Lk 22, 21 mit Mt 26, 23 und Mk 14, 20. Das heißt aber nichts anderes, als daß die endgültige Entlarvung des Verräters auch nach dem Lukasbericht während des Mahles erfolgt ist. Die Einsetzung der hl. Eucharistie aber datiert gerade Lukas mit Paulus nach dem Mahle, μετὰ τὸ δειπνῆσαι. Und da nach Johannes 13, 30 Entlarvung und Weggang zeitlich nicht durch einen Zwischenakt zu trennen sind, bleibt für die Judaskommunion in den Evangelien kein Platz mehr.

So erklärt sich ebenfalls am ungezwungensten der Hinweis Jesu auf Judas in der Form, wie Lukas ihn gibt: „Siehe, die Hand meines Verräters ist mit mir auf dem Tische.“ Meist wird das Wort als allgemeine Bezeichnung der Tischgemeinschaft erklärt, könnte also auch noch nach Abschluß des eigentlichen Essens gesprochen sein. Dabei wird aber zu viel an unsere Art des Essens und nicht an die orientalische gedacht. Die Teilnehmer saßen ja nicht bei Tisch wie wir, und es gehörte nicht zum guten Ton, auch die unbeschäftigten Hände auf die Tischkante zu legen. Beim Liegen auf dem Polster wäre das höchst unbequem gewesen, so daß einer nur dann „die Hand auf dem Tische“ hatte, wenn er nach einer Speise griff oder einen Bissen eintauchte. So wird die Parallele der vier Berichterstatter noch deutlicher. Die Benutzung einer gemeinsamen Schüssel, wie sie vor allem bei Mt und Mk vorausgesetzt ist, legt nach der Halakha den Schluß nahe, daß sich der Vorfall während des Essens des Vorgerichtes zugetragen hat[45].

Es sei endlich darauf aufmerksam gemacht, daß nur der heilige Lukas von einem Rangstreit der Jünger im Abendmahlsaale erzählt, und zwar nach der Einsetzung der hl. Eucharistie und nach der Entlarvung des Verräters. Wenn nun diese Perikope Lk 22, 24 ff. nicht am richtigen Platze eingefügt ist und der Rangstreit vor die Eucharistiefeier fällt, wie auch Bernhard zugibt, warum kann dann nicht gleiches von den drei vorausgehenden Versen, d. h. von der Entlarvung des Verräters, gelten, nachdem sich herausgestellt hat, daß die Verbindungsworte πλὴν ἰδοὺ durchaus keine zeitliche Ordnung im Lukasbericht fordern, vielmehr eher

[44] Origenes, Johanneskommentar XXXII, 22; Berliner Ausgabe IV, 465. Vgl. Spiteri, a. a. O. 61—62; 106.

[45] Vgl. Strack-Billerbeck I, 989.

dagegen sprechen. Eine gute Gedankenfolge ergäbe sich durch Einrücken von Lk 22, 21 ff. unmittelbar hinter 22, 18.

Von allen subjektiven und psychologischen Erwägungen abgesehen, liefern uns also die evangelischen Texte stichhaltige Beweisgründe, um die Gegenwart des Judas bei der Einsetzung der heiligen Eucharistie zu verneinen. Hat aber Judas den Saal vor der Spendung der ersten heiligen Kommunion verlassen, so ist er auch nicht zum Priester geweiht worden. Die Sünde des Verräters ist groß genug und bleibt ein Mysterium iniquitatis, auch ohne unwürdige Kommunion und Priesterweihe. Seine Tat und sein Geschick lassen sich seelsorglich und pädagogisch wirkungsvoll als Folgen mißbrauchter Gnaden und unterlassener Bekämpfung gefährlicher Charakteranlagen auswerten. Das Sakrileg der „Judaskommunion" und „der erste abgefallene Priester im Apostelkollegium" sind zuweilen in wenig angebrachter Form „angewandt" worden. Selbst wenn Judas kommuniziert hätte, wäre es bedenklich, ihn als Paradigma der schrecklichen Folgen einer unwürdigen heiligen Kommunion hinzustellen, wie es z. B. der vielbenutzte Deharbe tut. Die eigentliche Judastat ist der Verrat des Meisters. Dieses Verbrechen geht aber dem Abendmahl voraus, und den schmutzigen Sündenlohn trug Judas schon in der Tasche, als er mit den anderen den Saal betrat. Nicht der Gedanke an das Sakrileg einer unwürdigen Kommunion hat den Unglücklichen zum Selbstmord getrieben, sondern die Erkenntnis: „Ich habe gesündigt, indem ich unschuldiges Blut verriet" (Mt 27, 4)[46]. Im Hinblick auf diese Meintat hat Jesus ihn schon ein Jahr vorher als Teufel bezeichnet[47]. Im Abendmahlsaal hat der Herr nur den Verrat, nicht die Judaskommunion genannt, was doch so nahe gelegen hätte, wäre diese eben erst vorausgegangen, als er das furchtbarste aller Urteile über einen Menschen aussprach, wie es in wörtlicher Übereinstimmung von den beiden ältesten Berichterstattern Matthäus und Markus überliefert ist: „Der Menschensohn geht zwar dahin; das steht ja von ihm geschrieben. Aber wehe dem Menschen, durch den der Menschensohn verraten wird! Für diesen Menschen wäre es am besten, er wäre nie geboren."

---

[46] Vgl. auch die Worte Petri Apg, 1,16 ff.
[47] Jo 6, 71.

WAS SCHULDET DER GEISTLICHE SEINEM STIMMORGAN?

Von Domkapellmeister Msgr. Stockhausen, Trier.

Wir Geistliche sind Berufsredner und Berufssänger. Kaum ein anderer Stand macht von seiner Sprech- und Singstimme einen solch ausgiebigen Gebrauch wie der unsrige. Wenn der Gehör- oder Gesichtssinn geschwächt wird, so ist dies für unsere Amtstätigkeit meist kein so großer Nachteil, als wenn unser Stimmorgan erkrankt und zu versagen beginnt. Wie häufig sind in unseren Reihen Stimmschwäche, Ermüdungserscheinungen der Stimme, insbesondere katarrhalische Erkrankungen mit ihren Hemmungen für den Gesang und das Sprechen! Damit wird aber nicht bloß die rein sprachliche, sondern auch die seelische Leistungsfähigkeit herabgesetzt. Der Altargesang einer kranken, schwächlichen, heiseren Stimme vermag die Gläubigen nicht zu erbauen. Vom Solisten — und das sind wir Priester immer, wenn wir singen — erwartet man überall einen wirklich schönen Gesang. Dies trifft heute in erhöhtem Maße zu, weil nunmehr endlich der Musik ihre ehemalige Stellung im Schulunterricht wiedergegeben ist. Aber auch für den Prediger und Katechet ist es von der größten Bedeutung, wenn ihm ein gut gebautes, gesundes und meisterlich beherrschtes Stimmorgan als lebens- und eindrucksvoller Vermittler seiner religiösen Gefühle zur Verfügung steht. Seelisches und Technisches, Geistiges und Organisches sind hier innig miteinander verknüpft. Treffend bemerkt in dieser Hinsicht Diesterweg: „Wer den Ton, in dem ein Mensch spricht, für etwas rein Äußerliches hält, irrt sehr. Er hängt vielmehr mit der inneren Beschaffenheit des Individuums aufs engste zusammen. Rohe Menschen — roher Ton, wie auch umgekehrt. Die innere Unkultur gibt sich deutlich durch die Unkultur der Sprachorgane zu erkennen. Als Hauptarten würde ich in dieser Beziehung unterscheiden: den mundfaulen, trägen, schleppenden Ton — das Zeichen der Geistesträgheit; den spitzen, schneidenden, gellenden Ton — der Ausdruck des tückischen, liebeleeren Herzens; den massiven, plumpen, ungeschlachten Ton — die Signatur der Gemeinheit. Wahre Bildung geht von innen aus, und sie veredelt notwendig den Ton. (Daher auch die bekannte Tatsache, daß ein und derselbe Mensch zu verschiedenen Zeiten so verschieden spricht.) Aber auch die Kultur des Äußeren wirkt auf das Innere zurück. Beides steht in notwendiger Wechselwirkung." Für unser Thema ist namentlich der Schlußgedanke von Wichtigkeit. Durch nichts wird der Redner in der Darlegung seiner Gedanken und

Empfindungen so beeinträchtigt wie durch Hemmungen seines Stimmorgans.

Im folgenden sollen die Gesetze in Erinnerung gebracht werden, die für einen richtigen Gebrauch der Sing- und Sprechstimme in Betracht kommen und die Bedingungen für einen richtigen und schönen Stimmton sind. Dabei wird auf die Hauptfehler hingewiesen werden, infolge deren so viele Stimmorgane allmählich, aber sicher, versagen oder doch geschwächt werden, zum mindesten aber nicht zu dem Grade der Leistungsfähigkeit gelangen, zu dem sie veranlagt sind. In erster Linie habe ich dabei die Singstimme im Auge. Sind auch deren Werkzeuge und Gesetze im wesentlichen die nämlichen wie bei der Sprechstimme, so steckt doch der Gesang weitere Grenzen und stellt auch höhere Anforderungen. Zum richtigen Gebrauch der Stimmwerkzeuge sollte für den Solisten am Altare, der Gott durch sein Singen verherrlichen und des Gesanges kundige Zuhörer wahrhaft erbauen will, möglichst auch der künstlerische Gebrauch hinzukommen, wenigstens in einem den Anlagen entsprechenden Maße. Entscheidend für schönes, künstlerisches Singen ist 1. die Qualität des Stimmmaterials, 2. dessen richtiger Gebrauch. Es gilt also: das Material nach Möglichkeit ändern, bessern und so gleichsam eine neue, bessere Stimme schaffen. Dies gilt besonders von der Lunge, den Luftwegen, der Schleimhaut, und zwar vor allem durch eine richtige Atemtechnik. Dann aber gilt es, die vielleicht von Kindheit an verbildete und verkümmerte Stimme umzubilden: den Ton richtig ein- und anzusetzen, die Kehle zu öffnen, richtig zu vokalisieren, den Kehlkopf zu entlasten durch volle Ausnutzung der Resonanzmöglichkeiten u. a. Natur muß in Kunst, Anstrengung in Mühelosigkeit verwandelt werden. Singen darf nicht als schwere Arbeit empfunden werden; es muß vielmehr das leichte Spiel der geübten Muskeln sein. Im anderen Falle ist die Stimme noch nicht reif. Es dürfen insbesondere keine falschen Muskeln dabei in Anspruch genommen werden. Zur Stimmbildung gehört daher auch das Bemühen, zu verhindern, daß etwas Falsches geschieht!

Der menschliche Stimmapparat läßt sich treffend vergleichen mit den Zungenpfeifen einer Orgel. Bei diesen unterscheidet man den tonerzeugenden Teil (die Metallzunge) sowie den kraft- (Gebläse, Windkanal, komprimierte Luft) und klangerzeugenden (der dem Mundstück aufgesetzte Schallbecher). So besteht auch der menschliche Stimmapparat aus einer Tonquelle (die Stimmbänder im Kehlkopf), einer Kraft- (Lunge und Atmung) und Klangquelle (das Ansatz-

rohr). Untersuchen wir nunmehr, was beim Singen (und mehr oder weniger auch beim Sprechen) bezüglich der Atmung, des Toneinsatzes und -ansatzes zu beachten ist.

1. Die Atmung.

Beim Aufbau der Stimme hat die Atmung die Funktion des Baugrundes. Carusos Lehrmeister verglich den Stimmapparat mit einer Dampfmaschine: den Kohlen entspricht die Lunge, dem Dampf die Atmung. In der Tat stellt die Atmung die Triebkraft der Stimme dar. Insbesondere hängt die Kraft eines Stimmtones in erster Linie von der Atmung ab. Wenn man aber bedenkt, daß die Atmung, physiologisch betrachtet, nichts anderes ist als klingender Atem, so erkennt man leicht, daß eine richtige Atemtechnik von entscheidender Bedeutung für den Gesang überhaupt ist. Ist das Gebläse einer Orgel unzureichend, fehlerhaft oder nicht entsprechend reguliert, so ist ein schwindsüchtiger, zitternder, unreiner, kurz, musikalisch unbrauchbarer Ton das fatale Ergebnis. So verursacht auch falsche Atmung eine fehlerhafte Schwingungsweise der Stimmlippen und verschlechtert den Stimmton in jeder Hinsicht.

Vor allem gilt: aus dem Vollen schöpfen! Das Atemvolumen der Lunge und deren Atemkapazität müssen für den Gesang gesteigert werden. Bei der gewöhnlichen Atmung wechselt die Lunge etwa ½ Liter Luft aus. Diese Atmungsart reicht für den Gesang keineswegs aus. Sie kann ohne Mühe auf ein Mehrfaches gesteigert werden: ohne Übermaß, aber völlig! Auch viele Redner und Prediger achten nicht auf zweckmäßige Atmung. Sie atmen nur dann, wenn das körperliche Bedürfnis sie dazu zwingt. Infolgedessen sind die letzten Worte vor einer erneuten Einatmung kaum noch hörbar. Auch machen sie infolgedessen oft geradezu stimmwidrige Unterbrechungen, wodurch Ohr und Geist ihrer Zuhörer empfindlich gestört werden. Man mache es sich daher zur Gewohnheit, zeitig den Luftvorrat zu ergänzen.

Die gewöhnliche Atmung verläuft als eine unserer organischen Tätigkeiten unwillkürlich und streng rhythmisch. Der Sänger muß bewußt und gewollt atmen. Die Lunge selbst hat keine eigentliche Muskulatur und ist daher bei der Atmung nicht aktiv tätig. Sie wird vielmehr geatmet. Dies geschieht dadurch, daß der Brustraum erweitert wird. Hierdurch wird die Luft, welche die Lunge umgibt, verdünnt. Infolgedessen strömt äußere Luft in die elastischen Lungenflügel ein und dehnt sie aus. Die Atemkapazität der Lunge und ihr Atemvolumen sind daher abhängig von der Größe und Dehnbarkeit des Brust-

r a u m e s. Dieser kann durch entsprechende Atmungsmuskulatur nach allen Dimensionen geweitet werden. Die Erweiterung der unteren Hälfte des Brustraumes erfolgt durch Zusammenziehung und Abflachung des Zwerchfelles. Dadurch wird Raum nach unten geschaffen und zugleich — infolge des Druckes auf die Bauchorgane — die Bauchwand vorgewölbt. Daher der Name Zwerchfell- oder Bauchatmung (letzteres eine irreführende Bezeichnung für eine zutreffende Beobachtung). D i e Z w e r c h f e l l a t m u n g ist die natürlichste und auch ergiebigste Einatmungsart. Durch das Zwerchfell allein schon wird genügend Raum geschaffen für die gewöhnliche Einatmung. Auch ist die untere Hälfte des Brustkastens weiter, desgleichen die untere Hälfte der Lungenflügel, die sich nach oben zu verengen. Das ist der Hauptgrund, weshalb viele — namentlich neuere — Lehrbücher nur von der Zwerchfellatmung sprechen. Sie genügt auch, wenn keine besonderen Anforderungen an die Leistungsfähigkeit der Stimme gestellt werden. Im anderen Falle kann auf d i e B r u s t - o d e r F l a n k e n a t m u n g kaum verzichtet werden, die übrigens nie völlig ausgeschaltet ist. Es ist auch nicht recht einzusehen, warum ein Teil der uns zur Verfügung stehenden Atmungsmuskulatur förmlich brach liegen soll. Brachland ist bekanntlich der ergiebigste Boden für das Unkraut. Wird die Brustatmung vernachlässigt, dann verkümmert die obere Partie der Lungenflügel mehr und mehr und die zusammengedrückten Bronchien werden e i n H e r d f ü r K a t a r r h e.

Damit habe ich d a s H a u p t h e m m n i s für eine richtige Funktion unseres Stimmapparates genannt. Die Richtigkeit und Schönheit des Stimmtones hängt ab von der u n g e h e m m t e n S c h w i n g u n g s - m ö g l i c h k e i t der tonerzeugenden Teile und der Resonanzräume. D a s Hindernis in dieser Beziehung sind katarrhalische Erkrankungen der Luftwege. W e r i s t v ö l l i g k a t a r r h f r e i ! Fast jede Stimme birgt irgendwo und irgendwie Schmutz, der quali- und quantitativ bei den einzelnen Menschen sehr verschieden ist. W i e v i e l e S t i m m e n s i n d v e r s c h l e i e r t u n d v e r s c h l e i m t ! Den Leidensweg der katarrhalischen Erkrankungen der Sing- und Sprechstimme kennt insbesondere auch unser Stand nur zu gut, der seinen Stimmapparat bei fast sämtlichen Funktionen seines Amtes gebrauchen muß und leider auch manchmal veranlaßt wird, dies so fein gebaute und empfindliche Instrument zu mißbrauchen, ja zu m i ß h a n d e l n.

Nicht die Schleimhäute selbst, mit denen alle Luftwege ausgekleidet sind, und auch nicht die n o r m a l e Schleimabsonderung (durch die auch in das Stimmorgan eingedrungene Fremdkörperchen herausbefördert werden) bilden das gekennzeichnete Hindernis. Es ist vielmehr die

anormale Schleimabsonderung und die mit einem Katarrh verbundenen Schwellungen der Schleimhäute. Diese Hemmungen machen den normalen Gebrauch des Stimmorgans unmöglich. Schleim und Schwellungen der Schleimhäute verengen die Bronchien, die Luftröhre, die Kehle, Nasenhöhle u. s. f. Sie behindern dadurch das Mitschwingen dieser Teile. Der Ton wird flach, brüchig, ausdruckslos, er zerflattert. Besonders hemmend für die Tonerzeugung sind katarrhalische Erkrankungen der Stimmbänder. Das erforderliche Schwingen derselben wird dadurch völlig unmöglich gemacht. Der Sänger fühlt dunkel: es sitzt mir etwas in der Kehle, das mein Singen behindert. Der Rachenkatarrh in der leichten Form findet sich sehr oft bei Sängern und Rednern. Der für die Stimmkranken geradezu typische „versteckte" Katarrh entzieht sich meist der ärztlichen Beobachtung; er wird vom erfahrenen Stimmbildner herausgehört. Der Stimmton ist ja für den Kundigen das getreueste Spiegelbild aller Zustände des Stimmorgans.

Wie entstehen Katarrhe? Sie können in allgemeinen körperlichen Zuständen ihre Ursache haben, Begleiterscheinungen eines anderen Leidens (etwa eines allgemeinen Schwächezustandes) oder erbliche Veranlagung sein. In sehr vielen Fällen werden sie auch in unhygienischer Lebensweise ihre eigentliche Wurzel haben. Sollte da nicht die Ernährung und ganze Lebensweise des Kulturmenschen (namentlich bei geringer körperlicher Bewegung!), vor allem aber mangelhafter Stoffwechsel einer der Hauptschuldigen sein? So müssen wohl die Schleimhäute in Vertretung gar mancherlei ausscheiden, was auf anderem Wege — namentlich bei Überernährung — nicht beseitigt wird. Wer sich ferner nicht genügend abhärtet durch Bewegung in frischer Luft — empfehlenswert sind auch tägliche kalte Abwaschungen etwa eine Stunde vor dem Aufstehen, Luftbäder u. a. — gewöhnt seiner Haut die Anpassungsfähigkeit an die wechselnde Temperatur ab und zieht sich katarrhalische Leiden durch Erkältung zu. Daß durch schlechte Körperhaltung — beim Klerus keine Seltenheit! — die Brust eingedrückt wird und die Bronchien verschleimt werden, ist einleuchtend. Darum stets gerade sitzen, auch am Schreibpult und im Beichtstuhl! Man mache etwa stündlich eine kleine Pause — die keine wirklich verlorene Zeit bedeutet! — und weite die Brust wieder durch Armrollen und dergleichen. Vor allem meide man alles nach Möglichkeit, wodurch die Schleimhäute direkt geschädigt werden. Man spreche nicht längere Zeit in kalter, zugiger und rauchiger Luft. Daß das Einziehen des Tabakqualms in Rachen, Kehlkopf und Lunge eine Mißhandlung der Schleimhäute ist, kann doch ernstlich nicht bestritten werden. Daher die Min-

destforderung: mäßiges Rauchen! Man frage nur einmal wirklich gute Sänger (namentlich Tenoristen), welche die Sklavenketten des leidenschaftlichen Rauchers noch nicht tragen — denn dieser ist ja mit Scheingründen schnell bei der Hand —, wie sie über die Einwirkungen des Rauchens auf ein feines Stimmorgan denken.

Wie beseitigt man Katarrhe? Örtliche ärztliche Behandlung durch Pinseln oder gar Brennen ist oft nicht unbedenklich. Gelegentliche Anwendung eines der vielen gerade jetzt (!) angepriesenen „unfehlbar wirkenden" Mittel gegen Husten und Heiserkeit ist als momentanes Anregungsmittel der Schleimhäute nicht zu verachten. Es beseitigt aber die Verschleimung selbst nicht. Gurgeln und Inhalieren — eine Emser Kur, dort oder zu Hause — kann bei einem Rachen- oder Nasenkatarrh gewiß gute Dienste tun. Sie beseitigt an sich aber doch nur das Symptom der katarrhalischen Krankheit, den Schleim, nicht aber die Wurzel des Übels. Der Schleim wird vielleicht fortgespült, wächst aber meist wieder nach wie eine tausendköpfige Hydra. Es gibt ja kaum ein anderes körperliches Übel, das so hartnäckig sich festsetzen kann, wie ein chronischer Katarrh. Ihn, der vielfach in jahrelanger allmählicher Entwicklung entstanden ist, kann man (wenn überhaupt!) nur durch andauerndes Bemühen wieder beseitigen. In sehr vielen Fällen hat ein Katarrh seinen eigentlichen Grund in einem falschen, unsachgemäßen Gebrauch, sagen wir deutlicher Mißbrauch der Stimmwerkzeuge, deren Schleimhäute dadurch entzündlich gereizt werden. Dahin gehört insbesondere die Überanstrengung des Stimmapparates. Durch Anstrengung kann das Organ wohl ermüden, nicht aber geschädigt werden, was bei Überanstrengung unfehlbar der Fall ist. Das einzige wirkliche Heilmittel besteht in diesem bei Geistlichen so häufigen Fall in einem zweckmäßigen Gebrauch der Stimme, wodurch die Reizungen zurückgehen und das Organ langsam wieder gesundet. Die gute Stimme ist ja nur die gesunde Stimme. Wer ein Übel beseitigen will, muß vor allem den Boden reinigen, aus dem es seine Nahrung zieht.

Die eigentliche Wurzel sehr vieler Katarrhe liegt — und das wird viel zu wenig beachtet — unterhalb des Kehlkopfes, in den Atmungsorganen: der Luftröhre, den Bronchien oder gar der Lunge selbst. In den Bronchien und deren immer feiner werdenden Verästelungen setzen sich vielfach Schleim, Staub und andere Fremdkörperchen fest. Sie verengen und verkleben schließlich die Luftwege. „In den Bronchialzweigen bilden sich Buchten, in denen sich die Flimmerzellen berühren und dadurch an ihrer Tätigkeit gehindert werden, Fremdkörper-

chen, die hineingelangen, hinauszuwimmeln. Diese reizen die Schleimhäute entzündlich. Der dadurch in vermehrtem Maße abgesonderte Schleim kann nicht herausgehustet werden, weil der Luftstrom die Buchten nicht durchfegt. Daher verklebt er sie und bleibt so lange verborgen, als nicht ein gehöriger Luftdruck jene Falten ausweitet und den Flimmerzellen ihre Bewegungsfreiheit wiedergibt. Dieser dehnt die Bronchialräume zu kreisrunden Röhren aus, deren Wände von der bewegten Atmungsluft bestrichen werden. Damit gewinnt der Schleim seinen Abfluß: eine Art Massage der Schleimhäute durch die unter Druck stehende Atmungsluft. Diese Massage regt die Schleimhäute zur Tätigkeit an, weshalb diese Übungen Schleim zutage befördern. Die Schleimhäute sind nunmehr von den Hemmungen befreit und können so wieder allmählich zu normaler Funktion zurückkehren. Die Stauluft wird immer tiefer greifen, immer mehr Falten auseinanderlegen, immer neue versteckte Katarrhe enthüllen, immer kräftiger die Schleimhäute massieren. Infolgedessen wird es wiederholt zu Stimmkrisen kommen, die aber in immer größeren Abständen auftreten und immer schwächer werden." Diese Sätze sind den Armin'schen Schriften über das von diesem vertretene sog. „Stauprinzip" (eine besondere Atmungsart) entnommen. In der Tat: unterhalb des Kehlkopfes, in den Atmungsorganen, liegt die eigentliche Quelle so vieler Katarrhe. Das einzige Heilmittel ist in diesem Falle eine gründliche, regelmäßige und lange Zeit hindurch fortgesetzte Durchlüftung der Lunge vermittels der Tief- oder Vollatmung. Eine solche ist aber nur die Verbindung der Zwerchfell- mit der Brustatmung. Nur dadurch wird ja auch erreicht, daß man „aus voller Brust" zu singen vermag.

Die Brustatmung mit ihren dargelegten Heilwirkungen für die Atmungsorgane ist auch von großer Bedeutung für die so wichtige Resonanz der Stimme. Durch die Entschleimung werden die bisher spröden Teile des Stimmapparates zum Mitschwingen gebracht. Das „Metall" der Sing- und Sprechstimme stellt sich nunmehr ein, nachdem die zähe, hemmende Masse des Schleimes sich losgelöst hat. Man fühlt es förmlich, daß der Atem immer tiefer wird und eine wirkliche „Tiefatmung" erst jetzt möglich ist.

Noch ein Wort über die Einatmungsart. Einatmen können wir durch die Nase und den Mund. Die Nasenatmung ist an sich der Mundatmung vorzuziehen. Atmen wir durch die Nase, so wird die Luft 1. gereinigt, gleichsam filtriert durch die in der Nase befindlichen feinen Härchen, 2. vorgewärmt durch die mit Blut gefüllten

Nasenpartien, an denen die Luft vorüberstreicht. Auf diese Weise wird insbesondere verhütet, daß kalte, scharfe Luft direkt die so empfindlichen Mund- und Rachenschleimhäute trifft, wodurch auch gar leicht eine Mandelentzündung entstehen kann. Daraus ergibt sich die für Redner und Sänger sehr beachtenswerte Vorsichtsmaßregel: Im Freien bei kalter und namentlich zugiger Luft möglichst nur durch die Nase atmen! Die Nasenatmung wirkt auch günstig ein auf ruhige Tongebung. Wenn aber zu wenig Zeit gegeben ist, auf diesem engeren und längeren Wege genügend Luft einzuatmen — was sowohl während des Sprechens wie auch des Singens der Fall ist — so bediene man sich des kürzeren und weiteren Mundweges als eines Hilfsorgans der Einatmung. Richtiger formuliert: man vereinige alsdann beide Atmungsarten. Zu beachten ist auch, daß beim Einziehen der Luft die Atmungswege (Nasenflügel, Rachen, Stimmlippen) genügend geöffnet werden, damit sich die Atmung völlig geräuschlos vollzieht, frei von jeglichem Pfeifen und Zischen. Die Einatmung erfolge ruhig, gleichmäßig und tief.

Für die Ausatmung gilt als Regel: langsam und sparsam! Vor allem aber muß ein Sänger die Herrschaft über die Ausatmung besitzen bzw. sich angewöhnen. Zu diesem Zwecke wird als Übung das Atemhalten vor der Ausatmung empfohlen, wodurch die Luft kurze Zeit noch in der Lunge zurückgehalten wird. Dadurch wird die Lunge gekräftigt, die Brust geweitet. Es darf aber keinerlei Beschwerde (wie Herzklopfen, Schwindelgefühl) damit verbunden sein. So gewöhnt sich der Sänger auch die für die Brustresonanz so wichtige stete Rippenhebung an. Er vermeide bei der Ausatmung das so oft zu beobachtende Einfallen des Brustkorbes. Man versuche — etwa beim Gesang eines Alleluja-Jubilus — möglichst lange mit einer Atmung auszukommen. Zutreffend und anschaulich spricht man von einem „Hinausspinnen" des Tones. Restlos soll die Luft bei der Ausatmung in Ton umgewandelt werden unter Vermeidung der sog. „wilden Luft", die für den Natursänger so bezeichnend ist.

Als wichtigstes praktisches Ergebnis meiner Darlegungen ergeben sich förmliche und regelmäßige Atemübungen. Häufige kurze Atemübungen, stehend oder liegend ausgeführt, machen die Lunge aufnahmefähig, weiten und heben die Brust. Der ideale Sängertyp (und Rednertyp!) ist der mit der gehobenen, gewölbten „Sängerbrust". Die Haltung mit der gehobenen Brust und dem geraden Rücken ergibt sich bei der Vollatmung mit der Zeit von selbst. Das Ziel ist: Auf diese Weise die Stimme für ihre Tätigkeit vorerst tauglich zu machen. Übungen der genannten Art sind auch als Vor-

bereitung auf eine anstrengende gesangliche oder rednerische Aufgabe sehr zu empfehlen. Zweckmäßig verbinde man damit gymnastische Übungen als Hilfsmittel, die Brust zu weiten. Im Zeitalter des Sports bilden diese eine notwendige Ergänzung zur einseitigen Gymnastik der Gliedmaßen. Es seien einige Übungen genannt:

1. Schnelles Emporheben der Arme, Handflächen nach innen — Einatmung; langsames Senken unter Ausatmung.

2. Arme gerade vorstrecken; rasches Rückwärtsschlagen der Arme, verbunden mit Einatmung; zurück in die Anfangsstellung unter Ausatmung; Arme senken.

3. Man lege sich auf eine horizontale Ebene und hebe bei unbeweglichen Ober- und Unterschenkeln den Rumpf (ohne Nachhilfe der Arme, die in den Hüften gestützt bleiben!), bis man in die sitzende Stellung gelangt.

Geübt wird am besten früh, mittags und abends vor dem Essen. Es empfiehlt sich lose Kleidung. Die Atemgymnastik hat auch die wohltuende Nebenwirkung, daß sie das Allgemeinbefinden außerordentlich fördert. Durch die leichtere und reichlichere Luftzufuhr in die Lunge findet auch eine regere und ausgiebigere Sauerstoffzufuhr in das Blut statt, die erfrischt und anregt, das Nervensystem reinigt und belebt. (Fortsetzung folgt.)

DAS RECHT DES UNEHELICHEN KINDES.

Von Rechtsanwalt Dr. Lenz, Trier.

In engem Zusammenhang mit der Eherechtsreform, die noch kürzlich in den gesetzgebenden Körperschaften beraten wurde, steht die Frage über die Stellung der unehelichen Kinder. Wenn auch dieser Streit jetzt eine Zeitlang ruhte, so kann doch mit Bestimmtheit angenommen werden, daß sich der neue Reichstag recht bald mit dem Problem befassen muß. Hier hängt, ebenso wie bei der Scheidungsreform, die Stellungnahme im wesentlichen davon ab, wie man die Ehe selbst auffaßt. In beiden Fällen handelt es sich in der Hauptsache um Weltanschauungsfragen.

Das BGB. setzt im Einklang mit den kirchlichen Anschauungen und in Anlehnung an die römische und germanische Auffassung die unehelichen Kinder hinter den ehelichen weit zurück. Nach § 1589 BGB. gelten das uneheliche Kind und dessen Vater nicht als verwandt; lediglich der Mutter und deren Verwandten gegenüber hat das uneheliche Kind die rechtsähnliche Stellung eines ehelichen.

Die elterliche Gewalt über das Kind, insbesondere das Vertretungsrecht, ist der Mutter versagt; nur die tatsächliche Sorge für seine Person steht ihr zu, so daß das Kind stets einem Vormund unterstellt sein muß.

Gegen seinen Vater hat das uneheliche Kind nur einen beschränkten Unterhaltsanspruch, beschränkt hinsichtlich der Zeit (nur bis zum 16. Lebensjahre, § 1708 BGB.), beschränkt hinsichtlich der *Art* der Unterhaltsgewährung (es ist nur der der Lebensstellung der Mutter entsprechende Unterhalt zu gewähren) und beschränkt schließlich hinsichtlich der Feststellung der Vaterschaft. Als Vater gilt, wer der Mutter innerhalb der Empfängniszeit (die Zeit vom 181. bis zu dem 302. Tage vor dem Tage der Geburt des Kindes) beigewohnt hat, *es sei denn, daß auch ein anderer ihr während dieser Zeit beigewohnt habe.*

An dieser Gesetzesregelung hat insbesondere die materialistisch-sozialistische Weltanschauung starke Kritik geübt. Sie verlangt die vollständige Gleichstellung, wenn nicht sogar die Bevorzugung der unehelichen vor den ehelichen Kindern. Das wäre natürlich verderbliche Übertreibung. Aber auch in christlich gesinnten Kreisen konnte man sich seit längerer Zeit schon nicht mehr der Erkenntnis verschließen, daß die Stellung der unehelichen Kinder unhaltbar und vor allen Dingen auch für das Gemeinwohl schädlich sei. So haben u. a. Kommissionen des Deutschen Caritasverbandes und des Katholischen Frauenbundes wert-

volle Vorschläge zur Abänderung des Unehelichenrechts unterbreitet, die bei Beratung des Gesetzentwurfs unbedingt zu beachten sind. (Vgl. hierzu Zillken in der Zeitschrift „Caritas“ 1927 Seite 302—307.)

War schon während des Krieges in der ganzen Sozial- und Beamtengesetzgebung das Streben, den Stand des unehelichen Kindes zu heben, unverkennbar, so fand dieser Reformgedanke in der Reichsverfassung festen Boden. Nach ihr soll die Mutterschaft Anspruch auf Schutz und Fürsorge des Staates haben; den unehelichen Kindern sind die gleichen Bedingungen für ihre leibliche, seelische und gesellschaftliche Entwicklung zu schaffen wie den ehelichen. (Art. 119 Abs. 3, Art. 121 RV.) Dieses Programm — denn nur um ein solches handelt es sich —, das in der Reichverfassung liegt, ist dann durch das Reichs-Jugendwohlfahrtsgesetz vom 9. Juli 1922 und eine Reihe von anderen gesetzlichen Bestimmungen zum Teil verwirklicht worden. Der Gesetzentwurf über die unehelichen Kinder stellt einen weiteren Fortschritt hinsichtlich der Programmverwirklichung dar.

Auch durch die Reichsverfassung sollte wohl eine vollständige privatrechtliche Gleichstellung der unehelichen Kinder nicht herbeigeführt werden; es entstände ja sonst ein unlösbarer Widerspruch zu Artikel 119, Abs. 1 RV., wonach der Schutz der Ehe zugesichert ist. In dieser Richtung dürfte auch die Grenze aller Reformbestrebungen zu suchen sein. Unter Berücksichtigung der hohen Bedeutung der Ehe als der staatlich anerkannten und kirchlich sanktionierten Lebensgemeinschaft muß ein grundsätzlicher Unterschied zwischen dem ehelichen und unehelichen Kinde gewahrt bleiben. Insoweit billige ich durchaus den Standpunkt von Dr. A. Kneer in seiner vortrefflichen Arbeit: Das uneheliche Kind. Eine alte Menschheitsfrage als Gegenwartsproblem (M.Gladbach, Volksvereins-Verlag GmbH.). M. E. widersetzt sich aber Kneer mit Unrecht allen Reformbestrebungen auf diesem Gebiete. Soweit es eben noch mit den Interessen der Familie vereinbar ist, muß die Rechtslage des unehelichen Kindes möglichst günstig gestaltet werden.

In der heutigen Wirtschaftsnot sind die Heiratsmöglichkeiten in vielen Kreisen sehr gering. Der Gesetzgeber muß der Tatsache, daß infolge dieser wirtschaftlichen Not die Zahl der unehelichen Kinder wachsen wird, Rechnung tragen.

Bei übermäßiger Benachteiligung der unehelichen Kinder ist wenig Aussicht, diese zu brauchbaren und tüchtigen Staatsbürgern heranzuziehen. Die Ehe wird aber dadurch, daß eine Reihe minderwertiger Staatsbürger geschaffen wird, keineswegs gefördert. Auch wird leicht die

Ehescheu dadurch gestärkt, daß die Väter der unehelichen Kinder nur zu verhältnismäßig geringen Unterhaltsleistungen verpflichtet sind.

Es widerspricht schließlich dem Gerechtigkeitsempfinden, das uneheliche Kind mehr unter der Unsittlichkeit und Untreue der Mutter und unter dem Unwerte des Vaters leiden zu lassen, als dies unbedingt erforderlich erscheint. Man beachte vor allen Dingen einen strafrechtlichen Gesichtspunkt. Das Delikt der Abtreibung ist vielfach motiviert durch die mißachtete Stellung des unehelichen Kindes. Verbessert man diese, so kann man dadurch dem Verbrechen sicher eher Einhalt gebieten, als durch strenge Strafvorschriften.

Aus den genannten Gründen sind die bisherige Rechtsentwicklung zugunsten des unehelichen Kindes und auch der neue Gesetzentwurf zu begrüßen, und zwar deshalb, weil sie m. E. ohne Gefährdung der Ehe und der Familie, der wertvollen Keimzelle allen staatlichen Lebens, die Interessen eines an der Sittenverderbnis unschuldigen Wesens fördern. Daß vor allem die bisherige Regelung der Unterhaltspflicht des unehelichen Vaters durchaus reformbedürftig war, wird fast allgemein anerkannt. Nach dem Entwurf sollen bei der Bemessung des Unterhalts auch die Vermögensverhältnisse des Vaters mit berücksichtigt werden. Die Unterhaltspflicht wird über das 16. Lebensjahr hinaus stark erweitert und die Eltern des Vaters können hilfsweise herangezogen werden.

Als einer der Hauptfehler der jetzigen Unterhaltsregelung wird mit Recht der in § 1717 BGB. vorgesehene Einwand der Untreue oder der mehreren Beiwohner (exceptio plurium) erblickt. Dieser Einwand ist eigentlich der Brennpunkt allen Streites. In der Begründung zum neuen Gesetzentwurf heißt es:

> „Die hiermit vorgesehene Beseitigung der sog. exceptio plurium stellt eine der bedeutungsvollsten Neuerungen des Entwurfs dar; sie wird im Hinblick auf die Lebensnotwendigkeit des Kindes von fast allen mit Jugendangelegenheiten befaßten Kreisen und Persönlichkeiten schon seit langem nachdrücklich gefordert. Wie die Begründung ausführt, hat der Entwurf geglaubt, die Besorgnis, daß der Wegfall der Einrede bei mancher Frau Hemmungen gegen die Hingabe gegen eine Mehrzahl von Männern beseitigen könnte, sowie den Umstand, daß die Heranziehung einer Mehrheit von Männern zum Unterhalt eines Kindes an sich etwas Mißliches hat, hinter den Rücksichten auf Leben und Gesundheit des Kindes zurückstellen zu sollen. Zweifellos wird die Neuerung eine nicht unwesentliche Entlastung der öffentlichen Fürsorgeverbände zur Folge haben, deren Mittel zurzeit in besonderem Maße gerade für diese Kinder in Anspruch genommen werden."

Demgegenüber gilt den strengen Verneinern aller Reform der Aus-

schluß der Einrede als durchaus verwerflich, insbesondere wegen der übeln sittlichen Konsequenzen (vergl. Kneer a. a. O. S. 27).

Die exceptio plurium ermöglicht es sittlich verkommenen Vätern, die Unterhaltspflicht vollständig abzulehnen, sie führt zu langwierigen und z. T. schmutzigen Prozessen, sie läßt das Kind die Untreue der Mutter, die nicht selten in die Schlingen eines Schurken geraten ist, entgelten. Wie oft endet der Alimentenprozeß am Schwurgericht, wo sich der Eideshelfer des beklagten Vaters wegen Eidesverletzung zu verantworten hat, — eine Folge der exceptio plurium! Und wie oft wird wohl die Kindesmutter die vom Vater entsandten Verführer, die mit Hilfe der exceptio plurium die Unterhaltsrechte eines Kindes vernichten sollen, abweisen müssen. Bei einem Wegfall der Einrede ist bei dem Mann eine starke Hemmung gegen den außerehelichen Verkehr überhaupt geschaffen, die weit stärker wiegt als die Besorgnis, manche Frau werde sich nunmehr ungehemmt einer Mehrzahl von Männern hingeben. Es muß in diesem Punkte Wandel geschaffen werden, so schwer auch bei einer Neufassung des Gesetzes, die rechtliche Konstruktion sein mag. Der Entwurf gibt dem unehelichen Kinde den Anspruch auf Feststellung der Vaterschaft, wenn keine erheblichen Zweifel bestehen, daß aus der Beiwohnung das Kind stammt. Es bleibt demnach noch der Einwand mehrfacher Beiwohnung, ohne aber — wie bisher — schlechthin durchzugreifen. Daneben schafft aber der Entwurf die Möglichkeit, die mehreren *möglichen* Erzeuger in Anspruch zu nehmen, falls es nicht offenbar ausgeschlossen ist, daß aus einer etwaigen Beiwohnung das Kind stammt. Mit Lehmann: Familienrecht in „Grundrisse der Rechtswissenschaft" Bd. IV S. 245 wäre darüber hinaus zu erstreben, daß in allen derartigen Fällen dem Kinde gegenüber die Unterstützungspflicht der öffentlichen Fürsorgeorgane eintritt, so daß lediglich bei dem Ersatzanspruch der Fürsorgestellen die Frage der möglichen Erzeuger zu klären wäre.

Dabei wäre zu erwägen, ob nicht jeder mögliche Erzeuger der Fürsorgestelle gegenüber für den vollen Unterhaltsbetrag haftbar zu machen ist. Es ist nicht zu verkennen, daß dadurch der außereheliche Geschlechtsverkehr gleichsam mit einer erheblichen Geldstrafe bedroht ist, ein Hemmnis gegen die Unsittlichkeit, das nicht unterschätzt werden sollte.

Wenn der Entwurf über das eigentliche Unehelichenrecht hinaus eine wesentliche Erleichterung und Vereinfachung der Vorschriften über die Ehelichkeitserklärung sowie namentlich über die Annahme an Kindes Statt vorsieht, um tunlichst vielen unehelichen Kindern den Eintritt in eine eheliche Familie zu ermöglichen, so kann auch dies nur begrüßt werden. Es ersetzt dem unehelichen Kinde das Fehlen der elterlichen Familie.

EIN MOSELPFARRER AUS DER ERSTEN HÄLFTE DES 18. JAHRHUNDERTS.

Johann Baptist Molitor, Pastor in Clüsserath.

Von Prorector Andreas Schüller, Boppard.

Wohl bringen die Jahresbriefe der Jesuiten von allen Mitgliedern des Ordens kürzere oder längere Nekrologe, je nach ihrer Bedeutung. Aber neben unserem Falle haben wir in über zwei Jahrhunderten und in der ganzen niederrheinischen Ordensprovinz keinen zweiten gefunden, in dem die Literae annuae einem Außenstehenden einen eingehenden Nachruf gewidmet hätten.

Johann Baptist Molitor, der in der Blüte seiner Jugend (35 Jahre alt) starb, war einst Novize des Ordens gewesen, dann in späteren Jahren als Pfarrer in Clüsserath dessen innigster Freund und großer Wohltäter. Das Lebensbild unseres Moselpfarrers, das der Trierer Jesuiten-Annalist zeichnet (in dem er allerdings mehr den Jesuitenfreund als den Pfarrer herausarbeitet), ist uns um so willkommener, als wir wohl kaum eine eingehende und exakte Biographie mit individuellen Zügen irgend eines anderen Pfarrers der Trierer Diözese aus dem 17. oder 18. Jahrhundert besitzen. Pfarr-Lagerbücher enthalten ja meist nur die lückenhafte Series der Pfarrer der Gemeinde mit einigen kurzen und trockenen Daten.

Pfarrer Molitor kann aber durchaus nicht als Typ des Pfarrers aus der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts betrachtet werden. Schon seine Freunde urteilten so. Seine äußeren Lebensumstände fallen aus dem Rahmen der Allgemeinheit heraus. Er war ein Kind der Stadt Trier. Sein Vater[1] war wohlbegütert und gehörte dem akademisch vorgebildeten Juristenstande an. Seine philosophische Ausbildung genoß er auf der Artisten-Fakultät

[1] Sein Vater hieß Dr. juris Johann Molitor, seine Mutter Angela, geborene Bidburg. Sie stammte aus Trier. Die Eltern heirateten im Jahre 1703 in der Pfarrkirche St. Laurentius. Acht Kinder entsprossen der Ehe, 6 Knaben, 2 Mädchen. Unser Johann Baptist war das vierte Kind. Der Vater war Advokat und Syndikus des Johannesspitälchens, neben dem er wohnte und mit dem er, nachbarlicher Rechte wegen, in den Jahren 1724 und 25 einen erbitterten Streit ausfochte. Enge Beziehungen scheint der Vater mit der Geistlichkeit gepflogen zu haben; denn bei fast allen seinen Kindern waren Geistliche Paten: Pfarrer, Kanoniker, Dom- und Stiftsvikare. Im Jahre 1743 waren beide Eltern tot. Ein Sohn war Franziskaner geworden. Mit Rücksicht auf ihn schenkte unser Pastor von Clüserath i. J. 1743 den Nonnen des Johannesspitälchens 500 Rtlr. mit der Verpflichtung, seine Eltern in das „Wohltäterbuch" einzutragen und jährlich am 26. März eine hl. Messe für sie lesen zu lassen. Ein anderer Bruder, Jakob Georg, geboren am 7. Jan. 1706, 1726 Bakkalaureus, 1727 Magister an der Trierer Artisten-Fakultät, wurde Jesuit. Er starb am 17. Jan. 1743 im Kolleg zu Trier. Er war i. J. 1724 in den Orden eingetreten. Zunächst bekleidete er das Amt eines Eifel-Volksmissionars, dann war er Prokurator des Trierer Kollegs. Besonders liebevoll hat er die Ignatiuskapelle der Trierer Jesuitenkirche ausgestattet. Auf einem Gang über Land in Geschäften des Kollegs zog er sich eine fieberhafte Krankheit zu, wohl Lungenentzündung, an der er am 9. Tage starb. Knieend empfing er die Sterbesakramente. — Taufbuch von St. Laurentius, Trierer Stadtbibliothek. Literae annuae, Stadtarchiv Köln. Chr. Lager, Zur Geschichte des Trierer Johannesspitälchens, Trierische Heimatblätter I S. 30 ff. L. Keil. Die Promotionslisten der Artisten-Fakultät, Trier 1926.

der Trierer Universität, wo er 1727 Bakkalaureus, 1728 Magister wurde, seine theologische Ausbildung genoß er auf der Universität Mainz. Vor allem aber ragte er in asketischer Beziehung weit über die meisten seiner Standesgenossen hinaus. In heiligmäßigem Lebenswandel ahmte er als Pfarrer eifrigst und gewissenhaft bis in kleine Einzelheiten hinein die ganze asketische Ökonomie des von ihm so heißgeliebten Jesuitenordens nach.

Einige Notizen über das Wirkungsfeld Molitors werden das Verständnis erleichtern. Die Pfarrei Clüsserath umfaßte[2] nur dieses eine Dorf. Dieses zählte im Jahre 1715 333 Kommunikanten; das bedeutet rund 400 Seelen. Es gab in dem, nach unseren heutigen Begriffen, kleinen Orte noch einen Altaristen, ferner war, zeitweise wenigstens, auch der Lehrer Priester, der dann gleichzeitig das Amt eines Frühmessers versah. Kollator der Pfarrei war der Baron von Kesselstadt, Herr in Föhren, der zur Zeit Molitors (1740) gerade einen stolzen Barock-Herrensitz in der Liebfrauenstraße zu Trier errichtete. Beziehungen der Familie Molitors zum Herrn von Kesselstadt werden dem Sohne wohl den Weg zur Pfarrei geebnet haben. Nur ein ganz geringer Prozentsatz der damaligen Pfarrer war früher Kaplan. Viele besaßen die Pfarrei als Weihetitel, manche schon als Minorist während ihrer Studien, dann mußten sie bis zum tatsächlichen Antritt der Pfarrei natürlich einen anderen Priester substituieren. So scheint Molitor das Pfarramt in Clüsserath sofort nach seiner Priesterweihe angetreten zu haben. Es bestanden hier 39 Anniversarien. Damals war die tägliche Zelebration noch nicht durchgedrungen. Der Pfarrer zelebrierte gewöhnlich nur an Sonn- und Feiertagen, bei Kasualfällen und gelegentlich gestifteter Messen. Lagen solche nicht vor, so pflegten viele Pfarrer wöchentlich ein oder zweimal ex devotione zu zelebrieren. Damals begann allerdings schon die tägliche Messe sich durchzusetzen. Der Kapuzinerpater Martin von Cochem hatte z. B. dafür auch in unserer Diözese Stimmung gemacht. Vielleicht hat unser Molitor, als einer der frömmsten, bereits die Gewohnheit der täglichen Zelebration angenommen. Das Pfarrhaus zu Clüsserath war 1715 in gutem Zustande. Aus dem langen Visitationsberichte vom Jahre 1715 seien nur noch die Klagen des Pfarrers Franz Ernst Simonis angeführt, da unser Molitor mit ähnlichen Mißständen zu kämpfen hatte: 1. Die Gläubigen laufen an Sonn- und Feiertagen ohne Erlaubnis des Pfarrers anderswohin und vernachlässigen den eigenen Pfarrdienst. 2. Sie schicken ihre Kinder nachlässig zur Katechese. 3. Es ist kein Schulhaus vorhanden. Die Eltern müßten durch den Visitator gezwungen werden, ihre Kinder vom siebenten bis zum zwölften Jahre zur Schule zu schicken. 4. Das Kartenspielen wäre zu verbieten. 5. Die nächtlichen Zusammenkünfte der Jugend beiderlei Geschlechtes, besonders aber die gefährlichen und ärgerniserregenden Tänze, seien zu verbieten; mit solchen werden die Feste, besonders Kirchweih und Patrocinium, entweiht. Die Mahnungen des Pfarrers werden nicht beachtet; wenn dieser ihnen die Erlaubnis zum Tanz verweigert, wenden sie sich widerrechtlich an den Ortsvorsteher (vgl. später bei Molitor). 6. Die Sendschöffen sollen ihres Amtes walten, über die Kirchengüter wachen und Exzesse dem Pastor anzeigen. 7. Der Mißbrauch der Eltern ist zu rügen, die ihre bald nach der Taufe gestorbenen Kinder ohne Ritus selbst begraben.

---

[2] Archiv des Bischöfl. Generalvikariates. Pfarrvisitationen 1715.

Nun zu Pastor Molitor. Der aus dem Lateinischen übersetzte Nekrolog[3] lautet:

Für Herrn Johann Baptist Molitor, Pastor in Clüsserath, wurde in unserer (der Jesuiten) Kirche mit feierlichem Ritus und unter Trauermusik das Totenopfer dargebracht (1744). Unser[4] Mitgefühl war um so größer, je verbundener und vertrauter er uns zu Lebzeiten war und je mehr Wohltaten er uns gespendet hat.

Molitor wurde am 23. November 1709 zu Trier geboren[5]. Seine edlen (praenobiles) und tieffrommen Eltern erzogen ihn zu aller Tugend. Durch die Schönheit seines Antlitzes, die Klarheit seiner Stirne, die Freundlichkeit seines ganzen Auftretens wurde er ein Liebling aller. Aber noch viel holder machte ihn sein unschuldiger und heiliger Lebenswandel.

Nach lobwürdigen Fortschritten in den humanistischen und philosophischen[6] Studien schaute sich Molitor viel und aufmerksam in den verschiedenen Lebensberufen um. Endlich entschloß er sich, in die Gesellschaft Jesu einzutreten. Im Jahre 1729 wurde er zum Noviziate (in Trier) zugelassen. Als er nun aber tiefer über die hohen Tugenden, zu denen der Orden die Seinigen erziehen will, nachdachte und ebenso über die schweren Arbeiten, die des Ausgebildeten harren, formte er sich eine so demütige Meinung über sich selber, daß er glaubte, seine Körper- und Geisteskräfte reichten für die Ziele der Gesellschaft Jesu nicht aus. Es war nicht möglich, ihn von dieser Ansicht abzubringen. Fast 14 Monate nach seinem Eintritt ins Noviziat trennte er sich vom Orden, dem Körper nach, nicht aber der Seele, dem Herzen, den Sitten und Lebensgewohnheiten, ja nicht einmal der äußeren Erscheinung nach.

In der ganzen Zeit seines späteren Lebens nannte Molitor den heiligen Stifter unserer Gesellschaft (Ignatius) nicht anders als seinen Vater; er bezeichnete ihn als den Lehrer des ursprünglichen Geistes in der Kirche. Auch die übrigen Heiligen aus der Gesellschaft (Jesu) verehrte er mit höchster Hingabe. Überall konnte man in seinem Pfarrhause sehr viele ihrer Bilder schauen. Unseres heiligen Vaters (Ignatius) Bildnis hatte er in seiner (Pfarr-) Kirche zur öffentlichen Verehrung ausgestellt[7]. Aber auch in jedem Zimmer seines Pfarrhauses hing ein Ignatiusbild an der Wand. Wenn man irgend eines seiner Bücher aufschlug, so fand man darin das Bild des hl. Ignatius. Von allen Männern aus der Gesellschaft (Jesu), die durch besondere Heiligkeit ihres Lebens berühmt und verehrenswert waren, hatte er sich einen Katalog angelegt, damit er an ihren Gedächtnistagen Werke der Frömmigkeit verrichten könne. Von jedem hatte er sich die Lebensbeschreibung gekauft oder aus dem Trierer Kolleg geliehen; so fleißig las er darin, daß er im Gedächtnisse behielt, was immer von ihnen Berühmtes und

---

[3] Stadtarchiv Köln, J. H. (Jesuiten) 649.

[4] Das Trierer Kolleg zählte rund 40 Mitglieder, von denen etwa 20 Priester waren. Rektor war damals P. Heinrich von Baring.

[5] Nach dem Taufbuche wurde er am 23. Dezember geboren. Die Eltern waren: Dominus Joannes Molitor et Angela Biedburg, conjuges; der taufende Priester: Nikolaus Lafleur; die Paten: Rev. Dominus Joannes Oppen, Presbyter und Elisabeta Müller (Taufbuch St. Laurentius).

[6] Die oberste Klasse des Gymnasiums war die der Philosophie.

[7] Ist heute nicht mehr vorhanden. — Alle Nachrichten aus dem Pfarrarchiv zu Clüsserath werden der Liebenswürdigkeit des dortigen Pfarrers Anton Scherer verdankt.

über das gewöhnliche Maß Hinausgehendes gewirkt worden war. Oft kehrte er in unser (Trierer) Kolleg ein, entweder um seine Seele zu sammeln oder um sich auf die Pfarrgeschäfte, welche die hohen Festtage mit sich bringen, vorzubereiten. Er nannte unser Kolleg sein Paradies und das Haus seiner Ruhe. Unter die drei größten Wohltaten des Himmels, für die er zum höchsten Danke verpflichtet sei, rechnete er den Umstand, daß er zur Familiarität mit den Jesuiten, um die er sich lange eifrig bemüht hatte, endlich wieder[8] zugelassen wurde.

Molitor bewies seine aufrichtige Liebe zu uns (Jesuiten) nicht nur durch seine Gesinnung, sondern vornehmlich durch die Tat. Oft, ja ich gehe kaum zu weit, wenn ich sage täglich, spendete er nämlich der Kommunität, der Kirche oder dem Kolleg irgend eine Wohltat[9]. Besonders verdankt die Kirche ihm viel: den neuen Flügel, die kürzlich errichtete Kapelle des heiligen Franz Xaver, den in ihr aufgestellten neuen Altar. Ferner verdankt sie ihm den bald zu Ehren der heiligen Engeln[10] zu errichtenden Altar. Sie verdankt ihm ferner einen silbernen Kelch, ferner das Öl für zwei Lampen, deren eine an jedem Dienstage zu Ehren unseres heiligen Vaters (Ignatius), die andere an jedem Freitage zu Ehren des Apostels Indiens (Franz Xaver)[11] in unserer

---

[8] d. h. nach seinem Noviziate.

[9] Die Jahresbriefe (Stadtarchiv Köln, J. H. 648) melden zum Jahre 1736: Die große Marianische (Studenten-) und die Bürger-Sodalität haben in diesem Jahre durch den neuen sehr reichlich vergoldeten Altar ein viel feierlicheres Antlitz erhalten; ein ebensolches aber auch erhielt die Handwerksburschen-Sodalität, die über 400 Mitglieder zählt. Nicht wenige lockt sie an durch ein sehr gelegenes Meßopfer, das im Saale der Congregation allsonntaglich gefeiert wird und für das der hochw. und gelehrte Herr Molitor, Pfarrer in Clüsserath, 250 Taler ausgeworfen hat. Unserer Kirche aber spendete er zum Licht am Altare des hl. Xaver 80 Taler... 1743: Der hochw. Herr Pfarrer von Clüsserath ist ein ständiger Wohltäter des Collegs und der Kirche: Die Statue der Gottesmutter, die im vorigen Jahre kostbar gekleidet wurde, erhielt ebenso wie die ihres Sohnes jetzt eine Krone und ein Scepter in die Hand, aus purem Silber gearbeitet; sie kosten fast 43 Taler... Im vorigen Jahre wurde die Kapelle des hl. Xaver für 800 Taler gebaut; in diesem Jahre wurde sie mit viereckig geschnittenen Steinen geplättet und erhielt einen neuen wunderschönen Altar. Am 26. November wurde sie vom Weihbischof (Lothar Friedrich von Nalbach) konsekriert. Unsere Sorge ist jetzt einzig darauf gerichtet, daß die Kapelle des hl. Ignatius ebenso ausgestattet werde. Unsere Kirche soll 3 neue Altäre bekommen; einer seufzt jetzt unter dem Schnitzmesser... Auch sonst ist in diesen Jahren mehrmals ein Pastor als Wohltäter genannt, unter dem wohl unser Molitor zu verstehen ist. — Es war die emsige und frohe Bau- und Ausstattungszeit des Barock. Die Krankenzimmer und der herrliche Bibliotheksaal entstanden (1732), die Kirche erhielt das Südschiff (1736) und die Nebenchöre (1741) mit den Kapellen der heiligen Ignatius und Xaverius. Es folgten der neue Hochaltar (1747), die neue Kanzel (1749), neue Beichtstühle, eine neue Orgel, die Stuckbekleidung. (F. Hüllen, Geschichte des Friedrich-Wilhelm-Gymnasiums, Festschrift 1913, S. 147 ff.) — Nur die hervorstechendsten Neuerungen sind genannt. So konnte das Kolleg die finanzielle Hilfe des Pfarrers Molitor wohl gebrauchen.

[10] Der Altar war für die Engel-Sodalität bestimmt, die den Unterklassen des Gymnasiums diente und eine Vorstufe zur Studenten-Sodalität bildete.

[11] Die devotio Ignatiana und die devotio Xaveriana (Kommunion an zehn Freitagen) spielten in der Jesuitenseelsorge eine wichtige Rolle.

Kirche angezündet werden. Einige Jahre vor seinem Tode hatte er einige tausend Taler gegen lebenslänglichen Zins bei unserem Kolleg angelegt. Diese Summe und das, was nach seinem Begräbnisse und nach der Erledigung einiger frommer Legate übrigblieb, vermachte er dem Kolleg. Dies alles sind offenkundige Zeichen seiner aufrichtigen Liebe zu uns.

Eben so klar sind die Beweise seines reinen Lebenswandels, der eines Jesuiten würdig gewesen wäre. Die Art und Weise, fromm zu leben und zu handeln, die er im Noviziate gründlich erlernt hatte, betätigte er gewissenhaft, auch als er zu Mainz[12] Theologie und kanonisches Recht studierte, noch gewissenhafter aber in den späteren Jahren seines Lebens. Niemals betrieb er etwas anderes oder aus anderem Grunde, als wie er es als Novize sich angewöhnt hatte. In demselben Augenblick, in dem wir (Jesuiten) aufstehen (4 Uhr), erhob er sich auch, in dem wir zum Schlafe gerufen werden (9 Uhr), legte auch er sich zur Ruhe nieder. In derselben Zeit, da wir uns zur Betrachtung vorbereiten (die Punkte präparieren), da wir sie vollführen, da wir die beiden Examina (Gewissenserforschungen) halten, da wir der geistlichen Lesung obliegen, tat er dasselbe. Zur selben Zeit wie wir nahm er sein frugales Mittag- und Abendessen ein, an denselben Tagen fastete er wie wir. Wenn er im Kolleg weilte, ging er nur aus, nachdem er den Pater Rektor um Erlaubnis gebeten hatte. Zwei Stunden, die eine nach dem Mittag-, die andere nach dem Abendessen, verbrachte er nach unserer Sitte in vertraulichen Gesprächen mit den Hausgenossen. Die übrigen Stunden des Tages verweilte er in seinem Zimmer, wenn nicht die christliche Nächstenliebe ihn hinausrief. Er beschäftigte sich mit Studium, mit Gebet oder mit der Lektüre der Heiligen Schrift, der Väter oder asketischer Schriftsteller. Oder er verrichtete bei uns herkömmliche Arbeiten, auch niedrige (wie die Stube kehren, Holz spalten und dergleichen). Dies war ihm nicht nur Gewohnheit geworden; er tat es vielmehr mit Liebe und Freude. Wer unsere Regeln der Bescheidenheit, wie wir sie nennen, durch die wir belehrt werden, wie Lage und Bewegung der einzelnen Glieder und des ganzen Körpers der Zucht gemäß sein müssen, nicht schriftlich besitzt, hätte sie an seiner Haltung ablesen können. Seine Nachbarpastöre pflegten ihn daher einen Engel zu nennen. Auch wer ihn nicht kannte, empfing bei seinem ersten Anblick sofort den Eindruck außergewöhnlicher demütiger Disziplin. Die bei uns allgemein gebräuchliche Sitte befolgte auch er, das, was in den einzelnen Betrachtungen besonders markant hervorstach — was wir Erleuchtungen (lumina) nennen oder warme Strahlen, Schimmern, Glänzen der himmlischen Sonne (was mehr Wert hat als die ganze Weisheit der Welt) — in ein Buch aufzunotieren, damit, wenn bisweilen die Seele dürrer ist (was bei uns Menschen ja öfter vorkommt), man sich dessen wie eines Lichtes, wie einer auf den finsteren Wegen dieser Welt angezündeten Fackel bedienen kann. Ebenso pflegte Molitor seine Vorsätze schriftlich niederzulegen. Wenn er sie einmal vergessen haben oder in ihrer Befolgung lässiger geworden sein sollte (wer ermüdet nicht bisweilen ein wenig auf dem steilen Wege der Tugend?),

---

[12] Sein Name findet sich nicht in der Matrikel der Mainzer Universität, die im Staatsarchiv zu Darmstadt aufbewahrt wird. Gütige Mitteilung des Herrn Studienrats Metzner in Mainz, der mit der Bearbeitung der Mainzer Matrikel beschäftigt ist.

konnte er sie so erneut lesen, sein Gedächtnis auffrischen und sie mit neuem Antriebe befolgen. Nicht wenige solcher Hefte, in die seine innersten und zartesten Affekte, seine Erleuchtungen und Vorsätze notiert waren, wurden nach seinem Tode aufgefunden. Einige von ihnen haben wir (die Jesuiten) jetzt in Händen. Ein solches Büchlein, das Zeugnis seines Strebens nach solider Vollkommenheit ablegt, haben wir auf seine Bitten hin dem Weihbischof (Lothar Friedrich von Nalbach) übergeben. Ein anderes Büchlein, in dem die auserlesensten Gedanken enthalten waren und das des Druckes würdiger gewesen wäre als der Flammen, hat der demütige Mann kurz vor seinem Tode verbrannt. Bei diesem so ganz nach den Normen der Gesellschaft (Jesu) eingerichteten Leben hielt unser hochwürdiger Vater (General Franz Retz) es mit Recht für billig, ihn nicht nur an allen Verdiensten unserer Gesellschaft teilnehmen zu lassen[13], sondern ihm auch die Ermächtigung zu erteilen, in unserem Hause zu wohnen und an unserem Tisch und an unserer Rekreation teilzunehmen, wann und so oft er es wünschte.

Noch einiges wollen wir von den übrigen Tugenden Molitors hören, die, wie aus dem bereits Gesagten sich schon erschließen läßt, sehr groß waren. Zunächst beseelte ihn eine glühende Liebe zu Gott. Ständig bewegte er sich unter den Augen Gottes. Aus fast allen seinen Büchern hat er große Gedanken über die Vollkommenheiten Gottes exzerpiert, aber auch tief in seine Seele eingeschrieben. Bei Tag und bei Nacht, während des Essens und bei der Unterredung stand ihm immer die Erhabenheit Gottes vor Augen. Er verband sich mit Gott durch häufige Affekte und Seufzer. Bewundernswürdig ist es, mit welcher Leichtigkeit und Freude er über Gott und über himmlische Dinge Unterhaltung pflog. Er verstand es, auch während des Essens seine Seele mit den Köstlichkeiten himmlischer Betrachtungen zu erquicken. Bei Unterredungen wußte er im Geiste hoch in den Himmel aufzusteigen, so daß er oft nicht merkte, was gesprochen wurde, was neben ihm und um ihn herum vor sich ging. Wenn ein Gespräch hin und her glitt, meisterte er die wunderbare Kunst, es sachte auf geistliche Dinge hinzulenken. Eines Tages bemerkte er treffend, allein schon deshalb fühle er sich Gott verbunden, daß er ihn so lange am Leben erhalten, daß er gut habe lernen können, was es heiße, Gott zu lieben und wie er zu lieben sei. Und wir fügen hinzu (was der demütige Pfarrer zu bekennen sich geschämt hätte), daß er wahrlich Gott vollkommen liebte.

So ist es nicht zu verwundern, daß in ihm auch die Liebe zum Nächsten brannte und Seeleneifer ihn verzehrte. Kaum hatte er die Pfarrstelle Clüsserath angetreten, als er auch schon zwei mächtige Hebel ansetzte, nämlich sein so herrliches und so wirksames Beispiel und feurige Predigten. Sorgfältig arbeitete er die Predigten aus. So bewirkte er denn auch bei den Pfarrkindern eine solche Änderung in den Sitten, einen solchen Eifer im Empfang der Sakramente, eine solche Liebe zu den Tugenden, wie sie in einer Stadt, die eine Fülle von Predigern und Beichtvätern hat (der Chronist denkt wohl an Trier), kaum gefunden wird. Bei Pastor Molitor fanden die einfachen und ungebildeten Leute eine leicht faßliche heilsame Lehre, die Sünder ihre Medizin, die nach Tugend Strebenden ihre Stütze, die

---

[13] Wird selten verliehen, begründet aber nicht irgendwie eine Mitgliedschaft des Ordens.

Traurigen und Niedergebeugten ihren Trost, die Streitenden Frieden, die Sterbenden einen treuen Führer zur Ewigkeit, vor allem die Armen einen gütigen liebenden Vater. Nicht nur pflegte er die von der Not vollständig Niedergebeugten mit Almosen zu erquicken. Er unterstützte auch solche, bei denen die Mittel nur knapp waren, wenn es ihnen, wie das Leben es so mit sich bringt, durch irgend einen Umstand zufällig an Geld fehlte. Eine arme alte Person pflegte er ganz aus eigenen Mitteln zu unterhalten; wenn sie starb, trat eine andere sofort an ihre Stelle. Er war ein glühender Verehrer der allerseligsten Jungfrau Maria und besonders ihrer Unbefleckten Empfängnis[14]. An Samstagen fastete er daher und ließ eine Kerze in der Kirche aufstellen, die zu Ehren der großen Mutter[15] dort brennen sollte. Ein Kruzifix und ein Bild der allerseligsten Jungfrau trug er stets an einer Kette, die um den Hals hing, auf der Brust. Den Dienst der Jungfrau Maria suchte er auch bei anderen mit höchstem Eifer zu fördern. Zu diesem Zwecke schenkte er einst der in Trier so blühenden Jesuiten-Sodalität der Handwerker-Jünglinge 225 Reichstaler. Auch gründete er in seiner Pfarrei eine Jünglings-Sodalität[16]. Sein Hauptzweck dabei war, gewisse Konventikel, von denen Ärgernisse kaum fernbleiben[17], abzuschaffen. Da das Volk sich aber gegen sein Vorhaben stemmte, konnte er es bei Lebzeiten nicht durchsetzen. Erst sein Tod ebnete den Weg. Drei Tage nämlich, nachdem der Pfarrer verstorben war, ließen diejenigen, die seinen heiligen Bemühungen am stärksten Widerstand geleistet hatten, aus eigenem Antrieb ihre Namen in das Album der Sodalität eintragen.

Außergewöhnlich war Molitors Mäßigkeit in Speise und Trank sowie die Strenge, mit der er seinen Körper in Zucht hielt. Nur gemeine Speise aß er, obschon ihm reichlich Mittel zur Verfügung standen, durch die er hätte üppig leben können. Er trank nur wenig Wein und diesen immer reichlich mit Wasser gemischt. Zuweilen begnügte er sich mit Wasser. Den ganzen Advent hindurch pflegte er äußerst strenge zu fasten. Zuweilen jedoch machte seine schwache Gesundheit ihm dies unmöglich. Auch durch andere Strengheiten hielt er sein Fleisch, damit sich kein Tumult in ihm rege, im Zaum. Seit er als Gymnasiast die oberste Grammatikklasse besuchte, pflegte er auf bloßem Stroh zu schlafen. Dies war auch der Grund, weshalb er niemand so leicht den Zutritt zu seinem Schlafzimmer gestattete. Aber selbst das Stroh kam ihm als zu weichlich vor. In den letzten Jahren seines Lebens legte er daher zwischen dasselbe in Kreuzform Ziegelsteine. Darauf

[14] Die Verehrung der Unbefleckten Empfängnis Mariä bildete schon im 16. Jahrhundert eine Spezialität des Jesuitenordens.

[15] „Die große Mutter" ist ein im 16. und 17. Jahrhundert besonders oft gebrauchter Ehrentitel für Maria. Auch in der Hexenterminologie findet sich die Bezeichnung oft. Hier aber, weil die Teufel die Namen Gottes und Mariens nicht aussprechen können, sich also Umschreibungen bedienen müssen.

[16] Molitor gründete die Sodalität von der Verkündigung Mariä nicht, er belebte nur die (schon 1698) vorhandene. Statuten im Pfarrarchiv. Diese wird wohl im Texte gemeint sein; denn sonst ist von einer Jünglings-Sodalität nichts bekannt.

[17] Die Spinnstuben sind gemeint, die damals im Winter auf dem Lande eine große Rolle spielten. Sie waren oft Stätten der Unzucht oder Anreiz dazu. Die Teilnahme der jungen Burschen daran wurde deshalb von der Geistlichkeit stets heftig bekämpft. Fast in allen Visitationsprotokollen des 17. und 18. Jahrh. ist von den nächtlichen (abendlichen) Zusammenkünften in den Spinnstuben die Rede.

liegend, brachte er die Nächte zu. Wenn er keinen Schlaf fand, stellte er Betrachtungen an über das Leiden Christi und über das Geheimnis des Kreuzes. Nach seinem Tode entdeckte man an ihm ein schauderbares, durch langen Gebrauch abgenutztes Bußmittel: Wie ein Brustpanzer hing von seinen Schultern herab ein Bußhemd, ferner zerriß eine rauhe eiserne Kette seine Lenden[18]. Wunderbar wurde er durch den Gedanken an den Tod und durch den Anblick des Totengebeines erquickt. Diese Gefühle entstanden in ihm, weil er gegen sich selbst so streng war; in weichlichen Menschen pflegt ja beides Schauder zu erwecken. Oft stand er von seinem Nachtlager auf, zündete die Kerze an und vertiefte sich in Betrachtungen, z. B. wie wäre es, wenn du jetzt auf dem Sterbebette lägest, die gesegnete Kerze in der Hand? Zuweilen las er mit eigener Hand die über den Kirchhof verstreut liegenden Totengebeine auf und brachte sie ins Beinhaus[19]. Einen Teil des Gebeines schichtete er in dem kleinen Haus absichtlich so auf, daß er es von der Stelle aus, wo er im Sommer mittags und abends zu speisen pflegte, leicht betrachten konnte. So würzte sich der sonst so empfindliche Mann mit Totengerüchen seine bescheidenen Speisen. Einen großen Totenschädel hatte Molitor vom Kirchhofe wegbringen und in seinem Oratorium[20] aufstellen lassen, damit der Gedanke an den Tod nie aus seinem Gedächtnisse schwände. Durch die ernsten Gedanken an den Tod, durch den Anblick der schauderbaren Todeserinnerungen, durch die Instrumente, von denen wir bereits geredet haben, hatte er sein Fleisch, das bei anderen so aufbegehrlich zu sein pflegt, vollständig besänftigt und seinem Willen gehorsam gemacht. Die Beichtväter Molitors (sicherlich Jesuiten), die ihn durch und durch kannten, versichern, er habe im verderblichen Fleische ohne jede Verdorbenheit gelebt. Besonders zu betonen ist noch seine vorzügliche Gleichmut und Geduld. Alle Affekte hatte er durch eifrige Pflege so unter seine Gewalt gebracht, daß auch diejenigen, mit denen er täglich vertraut verkehrte, ihn niemals erregt oder niedergeschlagen gesehen haben. Als er einmal bestohlen wurde und ein anderes Mal Burschen seine Weinberge mutwillig verwüstet hatten, hörte man nicht, daß er irgendwie den ihm zugefügten Schaden beklagte, sondern einzig schmerzte es ihn, daß Gott dadurch schwer beleidigt wurde. Seine hervorragende Demut ließ diesen wirklich ausgezeichneten Mann wahrhaft wie ein Kind werden. Beim letzten Jubiläum[21] trug er, als wenn er der größte Sünder im Dorfe wäre, in der Prozession ein schweres Kreuz[22] allen

[18] Schon seit dem 16. Jahrhundert pflegten die Jesuiten, besonders ihre Sodalitäts-Jugend, zum Gebrauch solcher Bußinstrumente a n z u r e g e n.

[19] In jeder Pfarrei befand sich auch in unserer Diözese ein B e i n h a u s auf dem Friedhofe. Schnell wurden wegen Platzmangels die oft noch nicht ausgelauchten Gebeine ausgegraben (daher der üble Geruch) und im Beinhause aufgeschichtet. Auf die Schädel wurden die Namen geschrieben. So konnte man dort etwa den Schädel seines Vaters sehen. Oft herrschte, wie die Visitationsprotokolle es beklagen, auf den Friedhöfen Unordnung, Totengebein lag umher, statt ins Beinhaus gebracht zu werden.

[20] Molitor besaß also wohl eine H a u s k a p e l l e.

[21] Gemeint ist das J u b i l ä u m beim Regierungsantritt des Papstes Benedikt XIV. vom 11. November 1740, in Trier verkündigt am 9. März 1741.

[22] Das K r e u z s c h l e p p e n war in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts bei Jesuiten-Bußveranstaltungen allgemeine Sitte. Bei den Segneri-Missions-Prozessionen z. B. schleppten Hunderte schwere Kreuze.

voran. Nach dem Beispiele unseres demütigen Heilandes hat er oft alle Kinder des Dorfes um sich versammelt und allein mit ihnen eine Prozession um die Pfarrkirche veranstaltet, bei der er vorbetete und vorsang. Der unschuldige Pfarrer mit diesen unschuldigen Kindern bot ein herrliches Schauspiel dar. Wenn jemand von schwerer Not niedergedrückt war und sich bald erleichtert zu fühlen wünschte, brauchte er nur diese heilige Schar um ihre Fürbitte anzuflehen.

Als der mit solchen Tugenden geschmückte Pastor am Palmsonntage (1744) nach vollbrachtem Kirchendienste nach Hause zurückkehrte, scheint er den ihm bevorstehenden Tod geahnt zu haben. Er bat nämlich seine Hausgenossen, einige Bretter vom Speicher herunterzuholen, damit aus ihnen die Bahre gezimmert werde, auf der sein Leichnam zum Grabe getragen werden solle[23]. Seine Hausgenossen, die keine Krankheit an ihm bemerkten, waren starr vor Entsetzen. Lächelnd aber antwortete er ihnen: Warum soll ich jetzt, da ich durch die Buße (Osterbeichte) mit Gott versöhnt bin, nicht sterben wollen? Nach diesen Worten setzte er sich dann wie immer zum Mittagstische nieder. Am Dienstag in der Karwoche brach bei ihm eine ansteckende Krankheit aus, die er von einer Frau in der Pfarrei gefangen hatte. Er mußte sich zu Bett legen. Wiederholt schrieb er Briefe ans Kolleg, einige Patres möchten zu ihm kommen. Die Patres kamen sofort und blieben einige Tage bei ihm. Sie erkannten, daß er am kalten Fleckfieber (calida equidem et maculosa febri) erkrankt sei. Es schien ihnen aber, daß er nicht in Todesgefahr schwebe. Der Pater Rektor (Heinrich de Baring), der sich unter den herbeigeeilten Patres befand, rüstete sich daher, da häusliche Geschäfte drängten, zur Rückkehr nach Trier. Dem Abschied nehmenden Pater Rektor legte Pastor Molitor nun noch ein Gewissensbedenken vor, das ihn ängstige. Es war aber folgendes: In seiner gefahrvollen Lage sei er mit größtem Troste, ja mit ganz fester und sicherer Hoffnung auf die ewige Seligkeit erfüllt; wunderbar werde er durch diese Hoffnung gestärkt; aber doch fürchte er sich auch, er möchte vielleicht allzu sehr auf Gottes Barmherzigkeit vertrauen. Nachdem der Pater Rektor diesen Skrupel durch eine passende Antwort verscheucht hatte, bat der Kranke ihn um seinen Segen zum letzten Gange. Daß er bald sterben müsse, ließ er sich nicht ausreden. Der Pater Rektor möge in seinem Namen dem Trierer Kolleg dafür Dank sagen, daß es so lange und so geduldig einen so elenden Menschen in seiner Mitte geduldet habe. Ferner bat Molitor, der doch stets ein so vorzügliches Beispiel gegeben hatte, die Patres möchten ihm die im Kloster begangenen Irrungen und die dort gegebenen Ärgernisse verzeihen[24]. In seinem Testament hatte der Pastor festgesetzt, sein Leib möge in der Ignatiuskapelle der Trierer Jesuitenkirche beigesetzt werden. Jetzt aber glaubte er, dies könne uns (den Jesuiten) lästig werden. So ordnete er denn an, in der Clüsserather Kirche begraben zu werden. Hätte er hiermit seine erste Absicht nicht geändert, so wäre uns zweifelsohne eine schwere Mißhelligkeit entstanden. Es kam nämlich der Orts-

---

[23] Die Bretter, aus denen Sarg oder Bahre gezimmert werden, bilden heute noch in Todesankündigungen eine große Rolle. Daß die Bretter klopfen, knarren, sich bewegen und dergleichen, ist weitverbreiteter Volksglaube.

[24] Solche fromme Übertreibungen waren traditionell. Sie gehörten geradezu zum Inventar besonderer Frömmigkeit.

vorsteher zu uns und klagte im Auftrage der Einwohner, daß ihnen ein so teures Pfand solle entrissen werden; der Ortsvorsteher war der Überzeugung, daß, wenn die Jesuiten es versuchen sollten, den Leib ihres heiligmäßigen Pfarrers nach Trier zu befördern, die Einwohner sich ihnen mutig in den Weg stellen und die Fratres[25], wenn nötig mit Gewalt, wegjagen würden.

Nachdem der fromme Pastor alle Angelegenheiten geregelt hatte, wandte er einzig seine Sorge darauf, fromm zu sterben. Oft sandte er Seufzer zu Gott empor. Unzählige Küsse drückte er auf das Kruzifix. Dem vorbetenden Jesuiten folgte er bis zum letzten Atemzuge, zuweilen mit lauter Stimme; endlich beugte er das Haupt über das geliebte Kruzifix und starb. Es war am 9. April, ungefähr ½12 Uhr nachts. Er hatte ein Alter von 35 Jahren erreicht. Versehen war er mit allen Sakramenten[26].

Kaum hatte die Glocke das Totengeläute für den vorzüglichen Pastor begonnen, als sofort ein großer Menschenstrom sich in das Sterbezimmer ergoß und ein großes Weinen entstand. Alle waren überzeugt, daß Molitor ein überaus treuer Hirte war und den Armen ein wohltätiger Vater. Jeder beklagte den so frühen Tod des vorzüglichen Mannes. Einige bezeugen, daß sie eine halbe Stunde nach seinem Tode, am Fenster des Sterbezimmers stehend, einen überaus lieblichen Gesang von Vögeln hörten, die dort saßen.

Wir haben diesen Nekrolog zwar eingehend abgefaßt, aber, wie wir glauben, nicht zu eingehend, da ein Mann so vorzüglicher Tugenden ihn verdient.

---

[25] Laienbrüder hätten die Überführung bewerkstelligt.

[26] Die Eintragung ins Totenbuch lautet: Anno 1744 Rev. Dominus Joannes Baptista Molitor pro tempore Pastor obiit 9a Aprilis circa 12am. Drei Ämter hat Molitor in Clüsserath gestiftet (1737): eins auf Immaculata Conceptio B. V. M., eins auf Annuntiatio B. M. V. und ein Jahresgedächtnis für sich. Der Nachfolger im Pfarramte bemerkt aber im Lagerbuche, diese Ämter seien durch das Testament Molitors zurückgezogen, sie entbehrten des Fundus und würden in Clüsserath nicht zelebriert. Der Pfarrbibliothek vermachte Molitor neun asketische Werke, die heute nicht mehr vorhanden sind. Jede Erinnerung an Pfarrer Molitor ist verschollen; die Stelle seines Grabes ist unbekannt.

MITTEILUNGEN

DIE EHE EINER UNAUFGEKLÄRTEN.

Von Msgr. Professor Hüllen, Trier.

Ein katholisches, über 20 Jahre altes, starkes und geistig normal begabtes Landmädchen heiratet nach längerer Bekanntschaft einen alleinstehenden jungen Mann aus der Nachbarschaft. Aber schon am ersten Tag, oder genauer, in der ersten Nacht, verläßt die junge Frau fluchtartig mit Abscheu ihren Mann, als dieser ihr den ehelichen Verkehr zumutet, weil sie, in kindlicher Unschuld aufgewachsen, davon keine Ahnung hatte und diesen Akt als etwas durchaus Böses und Abscheuliches beurteilt und sich unter keinen Umständen dazu verstehen will. Sie kehrt zu ihrer Mutter zurück, und als diese sie nicht aufnimmt und zur Rückkehr zu ihrem Mann auffordert, nächtigt sie auf dem Heustall. Und weder die Beteuerungen ihrer Mutter noch die Belehrung des Seelsorgers über die Erlaubtheit, das Gottgewollte der Kopula in der Ehe haben Erfolg, sie bleibt bei ihrer Weigerung: Ich kann und werde es nicht tun! —

1. Wie ist zunächst über die sittliche Schuld in diesem Falle zu urteilen? Objektiv, darüber kann keine Frage sein, ist es unrecht, daß die Frau den ehelichen Akt weigert und ihren Mann verläßt. In Can 1111 heißt es über die Wirkungen der Ehe: „Aus der Ehe entsteht für jeden Gatten das gleiche Recht und die gleiche Pflicht zum gemeinsamen ehelichen Leben." Beide haben von nun an das beständige und ausschließliche Recht auf die Gemeinschaft von Wohnung, Tisch und Bett. Jeder von ihnen hat das Recht, die zur Erzeugung von Nachkommen dienlichen Akte zu verlangen, und der andere ist verpflichtet, diesem Verlangen zu entsprechen. Durch eine schwere Gefahr für Gesundheit und Leben des einen Gatten kann dieser eheliche Umgang verboten sein. „Die Ehegatten können nur auf Grund gewissenhafter Überlegung und freiwilliger Vereinbarung des ehelichen Umgangs sich enthalten. Solche Enthaltung kann unter Umständen sogar Pflicht werden, namentlich, wo es gilt, Leben und Gesundheit der Frau nicht zu zerstören." (Bischöfliches Hirtenschreiben 1914.) Der Mann könnte sogar das staatliche Recht anrufen; denn im BGB. § 1353 heißt es: „Die Ehegatten sind einander zur ehelichen Lebensgemeinschaft verpflichtet." — Aber wie ist es subjektiv? Der Seelsorger wird natürlich der Frau ernstlich zureden, daß sie vor Gott verpflichtet sei, zu ihrem Manne zurückzukehren und die eheliche Gemeinschaft aufrechtzuerhalten. Doch die Frau hält ihm entgegen: Sie habe keine Ahnung davon gehabt, sonst hätte sie nie geheiratet. Sie könne sich dazu nicht hergeben, lieber wolle sie sterben; denn das sei gegen ihr Schamgefühl und ihr Gewissen, und der Pfarrer habe sie doch selbst gelehrt, jeder müsse seinem Gewissen unbedingt folgen, das sei das oberste Gesetz und der höchste Richter auf Erden. Es hätten schon manchmal Priester geirrt, indem der eine etwas für Sünde erklärte, was ein anderer erlaubt hätte; oder es sei jemand von einem Beichtvater die Lossprechung verweigert worden, und gleich danach habe er sie von einem anderen nach demselben Bekenntnis

erhalten. Trotz stundenlang fortgesetzter Disputation, in der sich beider Köpfe erhitzen, wird das Ergebnis sein: Die Frau bleibt bei ihrer Ansicht: Ich kann das nicht tun, das ist gegen mein Gewissen, also kann ich dazu nicht verpflichtet werden. Ein Beispiel von error invincibilis. Noch weniger wird der Irrtum und der Eigensinn der jungen Frau überwunden werden durch schroffe Behandlung, etwa durch die Androhung des Ausschlusses von den Sakramenten. Sie wird dem vielleicht entgegenstellen: Dann werde ich das für die Schamhaftigkeit leiden, — und die Bitte hinzufügen: „Schreiben Sie an den Herrn Bischof, er möge mich freigeben von der Ehe, die ich nicht gekannt, und wenn dieser es nicht kann, bitte ich den Heiligen Vater darum. Dem will ich folgen. Sie werden sehen, der verlangt es nicht von mir." Bei diesem error invincibilis und ihrer Bereitwilligkeit, dem Papst zu gehorchen, ist die Frau von schwerer Sünde frei; der Pfarrer mag ihr die Lossprechung geben und ihr die Kommunion gestatten, wenn auch, um Ärgernis zu vermeiden, an einem anderen Orte.

Aber Schuld an dem bedauerlichen Vorgang tragen zwei andere Personen: Die Mutter und der Seelsorger oder Beichtvater der Frau. Beide, die Mutter zuerst, hätten die junge, harmlose Braut über den ehelichen Akt aufklären müssen. Die Mutter, der die Unwissenheit ihrer Tochter in geschlechtlichen Dingen nicht unbekannt bleiben konnte, durfte sie so nicht an den Altar und besonders nicht in das Ehegemach treten lassen. Einige Sätze hätten zur Aufklärung genügt, und dann wäre entweder die Ehe unterblieben oder der Widerstand gegen den ehelichen Akt nicht entstanden. Wenn aber die Mutter, für welche die Aufklärung zuerst Recht und Pflicht war, nicht dafür sorgte, dann war es Amtspflicht des Pfarrers bei der Brautbelehrung (Can. 1033) oder besser bei der Brautbeicht, das zu besorgen. Wäre das geschehen, dann wäre diese zarte Seele noch im letzten Augenblick richtig geleitet worden. — Schuld an dem beklagenswerten seelischen Konflikt hat wahrscheinlich auch der junge Ehemann. Ein nicht christlich empfindender Physiologe hat einmal geschrieben: Oft entscheidet die Brautnacht über das Schicksal einer Ehe, und hat das Gebot formuliert: Du sollst deine Ehe nicht mit einer Vergewaltigung beginnen; denn das rächt sich immer, vielleicht auf Jahre! Wäre die nichtsahnende junge Frau nicht roh, vielleicht brutal von ihrem sinnlichen, in diesem Augenblick der Selbstbeherrschung baren Mann überfallen worden, sondern zart mit rücksichtsvoller Schonung ihres Schamgefühls behandelt, langsam nach und nach in den Geschlechtsverkehr (a r s amandi) eingeführt worden, dann wäre, zumal bei vorheriger Belehrung, in ihr keine Furcht und kein Abscheu vor dem geheimnisvollsten menschlichen Akt der Zeugung entstanden und der seelische Streit nicht entbrannt, den zu beschwichtigen nun sehr schwer fällt.

2. Aber wie ist der Fall, der eine Seele martert und in der Gemeinde Ärgernis erregt, aus der Welt zu schaffen? Der Pfarrer wird wohl bald an die Bischöfliche Behörde die Anfrage richten, ob er der „pflichtvergessenen Ehefrau" bis zur Wiederaufnahme der ehelichen Gemeinschaft die Lossprechung und Kommunion verweigern müsse, und gleichzeitig im Namen der Frau den Antrag stellen, die Ehe wegen Unkenntnis der Braut über das Wesen und die Pflichten der Ehe für ungültig zu erklären. Der Antrag wird ordnungsgemäß dem Offizialat

überwiesen, und dieses läßt über eine Reihe von Fragen des Defensor s. Vinculi bei den Beteiligten Vernehmungen anstellen. — Es handelt sich um die Gültigkeit des Ehekonsenses. Darüber heißt es in Can. 1081 § 2: „Der Ehekonsens ist der Willensakt, wodurch jeder Vertragschließende dem anderen das beständige und ausschließliche Recht zu den Akten gibt, die an sich zur Erzeugung von Nachkommenschaft geeignet sind." Man könnte zunächst glauben, unsere Braut hätte diesen rechten und notwendigen Ehewillen nicht gehabt, als sie am Altare Ja sagte. Denn sie hat keine Ahnung gehabt von den actus aptos ad prolis generationem. Es ist nicht anzunehmen, daß sie meinte, man heirate bloß, um zusammen zu wohnen und zu arbeiten, sondern sie hat wohl gewußt, man heirate, um eine Familie zu gründen, um Kinder zu bekommen; aber über das Wie hat sie nicht viel nachgedacht; sie hat in ihrer zarten Gewissenhaftigkeit vielleicht geglaubt, darüber nachzudenken sei arge Versuchung oder gar schwere Sünde. Sie hat sich deshalb begnügt mit Äußerungen, die sie von der Mutter oder von Nachbarn gehört hat: Wenn man verheiratet ist, dann kommen die Kinder von selbst, manchmal öfter und mehr, als man wünscht. Bei sorgfältig behüteten Mädchen aus der Stadt war, wenigstens früher, eine solche Unkenntnis häufiger zu beobachten als bei Landmädchen, die durch ihre Wahrnehmungen bei den Haustieren früh auf die Akte der Fortpflanzung hingewiesen wurden. Der Vertreter der Frau macht geltend: Sie habe den ehelichen Akt nicht gekannt, deshalb nach dem Satz Nihil volitum nisi praecognitum auch ihren Willen nicht dahin ausgesprochen; sie würde vielmehr, wenn sie ihn gekannt hätte, ihr Jawort nicht abgegeben haben; sie habe also keinen bestimmten Konsens gegeben, und dieser sei doch das Wesentliche bei der Eheschließung. — Gewiß ist der Konsens zur Eheschließung so wichtig, daß er durch keine menschliche Macht ersetzt werden kann, und die Kirche, die stets an der Unauflöslichkeit der konsummierten Ehe festgehalten hat, erklärt bei einem Mangel im Konsens die Ehe als nichtig. Aber in diesem Falle wird das Ehegericht die Klage abweisen nach Can. 1082: „Es genügt zum Ehekonsens, wenn die beiden wenigstens wissen, daß die Ehe ein beständiger Bund zwischen Mann und Frau zur Erzeugung von Kindern sei, und nach dem Eintritt der Mannbarkeit wird diese Kenntnis vorausgesetzt." Das Gegenteil müßte also strikte bewiesen werden. Die Braut brauchte keine genauere physiologische oder juristische Kenntnis von dem Akt der Zeugung zu haben; es genügte die Kenntnis: Wir heiraten, um Kinder zu bekommen. Der Gegenbeweis wird nicht zu erbringen sein, und deshalb muß die Ehescheidung nach dem Grundsatz des Can. 1014: Matrimonium gaudet favore juris; quare in dubio standum est pro valore matrimonii, donec contrarium probetur, lauten: Non constat de nullitate.

3. Das Offizialat wies aber auf einen anderen Weg hin, um die bedauerliche Ehesache aus der Welt zu schaffen: Wenn die Frau auch jetzt noch trotz der Belehrung durch ihre Mutter und ihren Seelsorger bei ihrer Weigerung bleibt, so wird ihr anheimgegeben, an den Heiligen Vater die Bitte zu richten, er möge ihre Ehe, die nicht vollzogen, kraft seiner apostolischen Vollgewalt lösen = Dispensatio super matrimonio rato et non consummato. Der Pfarrer verfaßt bereitwillig das Gesuch an den Heiligen Vater, das die Frau allein oder beide Eheleute unterschreiben müs-

sen. (Soli conjuges jus habent petendi dispensationem. Can. 1973.) Der Bischof reicht es an die S. Congregatio de disciplina Sacramentorum mit einem Bericht und dem Ergebnis der Voruntersuchung. Nach Prüfung des Falles erteilt die Kongregation dem Bischof den Auftrag, in gerichtlicher Form die Voruntersuchung anzustellen über die behauptete Nichtkonsummierung der Ehe, und zwar durch ein eigens dafür gebildetes Tribunal, bestehend aus einem Judex instructor, einem Defensor s. Vinculi und einem Aktuar, die eigens für diesen Prozeß über Gewissenhaftigkeit und Verschwiegenheit bis zur Erledigung vereidigt werden. Dieses Tribunal hat die Untersuchung genau nach dem von der Kongregation darüber am 7. Mai 1923 erlassenen Regulativ, das nicht weniger als 81 Seiten umfaßt, zu führen, so genau („adamussim"), daß der Defensor von Amts wegen jede Abweichung davon in seinem Schlußgutachten rügen muß und der Bischof die Akten in jedem Stadium daraufhin prüfen darf und der Richter jede Abweichung von den Vorschriften eigens begründen muß (Reg. Nr. 98—100). Die Formen sind dieselben wie die des kanonischen Prozesses überhaupt und des Eheprozesses im besonderen. Als Eigentümlichkeiten dieses Prozessus s. matr. rato et non consummato seien nur zwei erwähnt: Bei jedem Zeugenverhör ist ein Vor- und ein Nacheid vorgeschrieben, und über die Glaubwürdigkeit der Parteien wird die sog. Septima manus verlangt, d. h. für jede Partei müssen sieben Zeugen deren Glaubwürdigkeit durch ihren Eid bekräftigen. Die Führung eines solchen Prozesses gehört wegen der vielen bis ins Einzelne gehenden und genauestens zu beobachtenden Vorschriften zu den heikelsten Aufgaben eines Untersuchungsrichters. Ein Urteil in der Sache zu fällen, steht weder dem Judex delegatus noch dem Bischof zu, sondern alle Akten werden, womöglich ins Lateinische übersetzt, mit den Berichten des Judex und des Defensor s. Vinculi und einem Gutachten des Bischofs an die Congregatio Sacramentorum geschickt. Diese läßt sie drucken, den Kongregationsmitgliedern zustellen; auch die Ausführungen der Advokaten und die Gutachten der Konsultoren werden gedruckt in Umlauf gesetzt. In unserem Falle wurde, obschon die beiden vereidigten Ärzte nach der Untersuchung der Frau deren Integrität nur als wahrscheinlich, nicht als zweifellos sicher erklärt hatten, von der Kongregation dem Heiligen Vater die Erteilung der erbetenen Dispens vorgeschlagen. Et Ssmus Pater benigne annuit. So hatte also die Frau Recht behalten, als sie vertraute: Der Heilige Vater wird das nicht von mir verlangen, sondern mich freigeben!

4. Doch es folgte noch eine große Überraschung zum Schluß. Nach geraumer Zeit erhält die Bischöfliche Kurie von der Sakramentenkongregation die Dispensurkunde mit dem Auftrage, von der Bittstellerin eine gewisse Summe einzuziehen, die schon als Vergütung für die Druck- und Anwaltskosten nicht gerade gering war. Der Auftrag ging an den Pfarrer. Als aber dieser die Mitteilung über die Dispens und die Aufforderung an die Eheleute zur Begleichung der Unkosten weitergeben sollte, lebten die beiden — es war über dem Prozeß mehr als ein Jahr vergangen — seit einem Monat friedlich und glücklich beisammen. Wie war es zu dieser überraschenden Wendung gekommen? Vielleicht war durch das viele Reden und Fragen und Untersuchen über Zweck und Pflichten der Ehe bei der Frau eine allmähliche Gewöhnung an diese Gedanken entstanden und an die Stelle der Abneigung

gegen den ehelichen Akt eine Art Neugier und Verlangen getreten. Eva schaute nach dem Baum und fand, daß es gut und angenehm sei, davon zu essen. Vielleicht war auch etwas Neid und Mißgunst in der weiblichen Psyche mit im Spiel, weil der junge Mann, der eine Hausfrau haben wollte, eine neue Bekanntschaft angefangen hatte und bald nach der päpstlichen Dispens heiraten wollte. Oder wer weiß, was sonst: Frauen sind oft unberechenbar. Aber es war so: Eines Tages war die junge Frau still zu ihrem Mann gezogen und bei ihm geblieben. So berichtet pflichtschuldig der Pfarrer der Bischöflichen Behörde: Da die Konsummierung der Ehe jetzt zweifellos sei (Can. 1015, 2), so sei die Dispens gegenstandslos und die Eheleute wollten natürlich dafür die Kosten nicht bezahlen. Und damit glaubt der Pfarrer, die Korrespondenz in dieser Angelegenheit zu den erledigten Akten legen zu können. Aber vollständig und endgültig erledigt ist sie noch nicht. Als man an der Bischöflichen Kurie das Datum der päpstlichen Dispenserteilung mit dem Tag der Wiederaufnahme des Ehelebens verglich, stellte sich heraus, daß der erste Tag einen ganzen Monat vor dem letzten lag. Welche Folgerung ergab sich daraus? Die Dispens super matrimonio rato et non consummato wird vom Heiligen Vater direkt erteilt und durch ein Rescript der Kongregation zugestellt „in forma gratiosa" (Reg. Nr. 102—103); das bedeutet: Die Dispens vom Eheband wird wirksam im Augenblick der Ausfertigung des Rescriptes, unabhängig von und schon vor der Aushändigung an den Bischof oder den Bittsteller. Die Ehe war also trotz des Zusammenlebens der Leute gelöst und bestand nicht mehr zu Recht (Matrim. putativum). Wie ist die Ehe zu sanieren oder zu konvalidieren? Kann man vielleicht sagen, daß der Ehekonsens seit der Einsegnung der Ehe unverändert fortbestand, auch nach der Lösung der Ehe und daß er faktisch immer wieder erneuert wird durch die Copula animo maritali peracta? Er besteht innerlich fort, aber er ist nach Lösung des Ehebandes zur Neuschließung der Ehe nicht erklärt worden in forma legitima. Und deshalb muß er so nach Can. 1137 erneuert werden, umsomehr, als die Lösung der Ehe in foro externo geschehen und bekannt ist. Es bleibt also nichts übrig, als daß der Pfarrer die Eheleute aufsucht oder zu sich bestellt und sie vor zwei Zeugen den Ehewillen erklären läßt. Vorsichtshalber, damit nämlich nicht später bei einem etwaigen Zerwürfnis die Dispensatio super rato et non consummato geltend gemacht werden kann, wird der Pfarrer einen Vermerk über die erneute Konsenserklärung ins Trauungsbuch aufnehmen. Et nunc tandem causa finita est.

VERSICHERUNG UND SITTLICHKEIT.

Von Dr. Oskar Meister, Graz.

Ein Geschäftsmann, der die Umwelt stets mit den Augen des Versicherungsagenten betrachtet, schildert im Neujahrsheft seines Fachblattes die Gedanken, die ihm durch den Kopf gingen, als er am Weihnachtsabend durch die Gassen einer fremden Stadt schlenderte. Er erzählt: „... Der Anblick der Christbäume erinnerte mich daran, daß sich an die Bescherung manches Gelage anknüpfen wird, das in Rausch endet und Zimmerbrände veranlaßt."

Wir dürfen diese Bemerkung nicht als zynisch abtun, wir dürfen auch

nicht annehmen, daß der Versicherungsagent von berufswegen überall Brand und Brandgefahr sieht. Nein, das geistige Auge des Beobachters sah leider scharf, und wir müssen zugeben, daß manches Freudenfest in Ausschweifung und Schrecken endet. Wir dürfen daher aus den Worten des Geschäftsmannes auch ein sittliches Urteil lesen. Allein nicht minder gelangt der Ethiker, der Seelsorger, der das heutige Versicherungswesen betrachtet, zu manchem wertvollen Schlusse.

Jede wirtschaftliche Anstalt kann zum Nutzen oder Schaden der Sittlichkeit gebraucht werden. Mit dem Ausbau des Arbeitsrechtes steigt die Zahl seiner seelsorglichen Probleme. Gleiches gilt von der sozialen wie privaten Versicherung, die ja gleichfalls nach dem Wunsche vieler Politiker das gesamte Volk umspannen soll. Es genügt, auf die Tatsache zu verweisen, daß seit zwei Jahren in den verschiedensten Gauen die Zahl der absichtlich gelegten Versicherungsbrände unheimlich ansteigt, daß die Feuerwehr vom Betreten des Brandplatzes abgehalten, auswärtigen Hilfsmannschaften die Straße versperrt wird; wir untersuchen in letzteren Fällen gar nicht, ob die Brände absichtlich der Versicherungssumme wegen gelegt wurden oder ob das von ungefähr entstandene Feuer als Gelegenheit betrachtet wird, ungebührlichen Gewinn zu erzielen. Das deutsche Reichsgericht hatte sich erst kürzlich sogar mit der Frage zu befassen, ob es auch Arglist sei, wenn der Abbrändler hinterher Flicken und Scherben in der Erde vergräbt, diese dann „auffinden" läßt und nun erklärt, sein Schaden sei weit höher, als ursprünglich angegeben. Es kennzeichnet den Tiefstand der Moral, wenn besagter Versicherter vor Gericht in Abrede stellte, daß sein Vorgehen als betrügerisch anzusehen sei. Das Gericht schloß sich jedoch dieser Ansicht nicht an.

Ebenso steigt die Zahl der Morde, die in teuflisch schlauer und grausamer Art an Versicherten begangen werden, um die Fälligkeit ihrer Todfallssumme zu beschleunigen. Der Prozeß gegen den unfallversicherten Österreicher M a r e k, der angeklagt war, sich der Versicherung wegen ein Bein abgehauen zu haben, steht noch vor unser aller Augen. Jeder nur halbwegs Eingeweihte weiß, daß oft eine der ersten Fragen, die die Kundschaft an den Lebensversicherungsagenten richtet, dahin geht, ob der Vertrag auch den Selbstmord in sich schließt.

Nicht Theologen sind es, die zuerst auf diese ernsten Zusammenhänge aufmerksam wurden, sondern Wirtschaftler, Ärzte, Juristen. Es darf also der Seelsorge nicht vorgeworfen werden, daß sie dort Fehler und Sünden sieht, wo die übrige Welt keine findet. Wohl aber ist es für den Seelsorger und Moralisten nicht unnütz, die Tatsachen, die jene Wirtschaftler und Ärzte gesammelt haben, zu überprüfen. Er kann den Ursachen dieser Geschehnisse nachspüren und bisher übersehene Mißstände seiner Umgebung schärfer ins Auge fassen.

Wir dürfen jedoch keineswegs nur an Verbrechen denken, sondern müssen uns zunächst das Wesen der Versicherung, losgelöst von allen moralischen Gedanken, klarmachen.

Die Versicherung baut sich auf dem Gemeinsinn auf. Nicht jeder Versicherte darf damit rechnen, daß er für seine Prämien einen Gegenwert erhält, sondern meist nur derjenige, den ein Schaden traf. Der Beitrag des vom Unheil Verschonten kommt dem minder glücklichen Teilnehmer zu. Der

Grundgedanke ist genossenschaftlich, christlich; mit dem Schwinden des christlichen Gemeinschaftsgedankens verblaßt auch er. Daher trachtet heute ein großer Teil der Versicherten in Verkennung der Sachlage, für ihre Leistung unbedingt eine Gegenleistung zu erwirken. Wir gewahren dies im Kleinen bei den Krankenkassen, die übereinstimmend klagen, daß sie über Gebühr in Anspruch genommen werden, und im Großen bei Versicherungsbränden und ähnlichen schweren Rechtsbrüchen. (Vergl. meinen Aufsatz „Individualismus oder Universalismus in der Versicherung", Österr. Revue, Oktober/November 1927.)

Die Folgen dieser Selbstsucht erschöpfen sich aber nicht in ständiger Beitragserhöhung der überlasteten Kassen, liegen nicht nur auf wirtschaftlichem Gebiete. Die Ärzte belehren uns vielmehr, daß die vom Selbstsüchtigen übermäßig und unnötig beanspruchte Kassenhilfe seine Widerstandskraft herabsetzt und verweichlicht, weil er nun bereits bei geringem Unwohlsein das Haus hütet und ärztlichen Beistand verlangt, während er ohne Kassenhilfe oft gar nicht daran dächte, sich krank zu melden. Ja, wir kommen in diesem Zusammenhang auf einen bedenklichen Krankheitszustand unserer Zeit zu sprechen, auf die sog. Rentenpsychose, deren Gefährlichkeit dadurch gekennzeichnet wird, daß sie kein Geringerer als der Grazer Univ.-Prof. Dr. med. et iur. Hofrat Michel das „Kreuz der heutigen sozialen Medizin" taufte. Und der Würzburger Psychiater Reichardt beschreibt sie dahin, daß in vielen Fällen nicht ein Unfall, eine Krankheit den Menschen erwerbsunfähig macht, sondern die Begierde nach lebenslanger Rente. Dabei sei von Rentenwerbern, die bewußt simulieren, ganz abgesehen. Zur Heilung jener Zustände wird weniger Medizin, Elektrizität und Gymnastik empfohlen, als seelische Beeinflussung durch einen Psychiater. Da es dessen Aufgabe bildet, die sittlichen Kräfte des Rentenhysterikers zu wecken, so wird er oft zu Mitteln greifen, die der Seelsorge entstammen, und nicht selten kann geradezu der Seelsorger an seine Seite treten. Bildet freilich die Ichsucht, der Wunsch, sich auf fremde Kosten erhalten zu lassen, eine Hauptwurzel jenes Zustandes, dann wirken wir solchen Leiden schon im vorhinein entgegen, wenn wir die christliche Lehre, in der jene Eigenschaften und Begierden keinen Raum finden, eifrig verbreiten.

Ich gehe auf diese Tatsachen hier nicht weiter ein, möchte aber doch den Abschnitt nicht schließen, ohne auf das wuchtig geschriebene Buch des Danziger Arztes Erwin Liek „Die Schäden der sozialen Versicherungen und Wege zur Besserung" (Verlag I. F. Lehmann, München 1927) verwiesen zu haben. Die Schrift schildert, wie unheimlich verbreitet in unserem Volke bereits der Gedanke ist, aus den Sozialversicherungskassen „rauszuholen", was sich herauspressen läßt, von der Höhensonne bis zum — Haarwasser. Der Verfasser führt die Sätze an: „Die Unfallversicherung tötet den Willen zur Arbeit. Die Krankenversicherung lähmt den Willen zur Gesundheit. Die Altersversicherung zerstört den Sparsinn eines Volkes."

Ich will hier nicht jenen meiner Leser widersprechen, die behaupten, daß Liek das Kind mit dem Bade ausschüttet. Allein wir müssen uns darüber klar werden, daß die soziale Versicherung nicht die in sie gesetzten Erwartungen erfüllt hat und daß wir dem Zustande zusteuern, wo es bei uns nur mehr Fürsorger und Befürsorgte geben wird, wobei natürlich die Fürsorge

um so weniger leistet und um so teurer kommt, je weiter ihr Arbeitsfeld ist und je mehr sie als Pflichtleistung angesehen wird. Gerade wir Katholiken müssen uns auch mit solchen Gedanken vertraut machen. Denn Fürsorge, Caritas bilden ja Ehrenblätter unserer Kirche, und wir werden daher die gegenseitige Hilfe, die Betreuung des bedürftigen Nächsten nie aus unserem Pflichtenbuche löschen. Allein die geschilderten Mißstände zeigen, daß auch christliche Fürsorge nur auf dem Boden des christlichen Sittengesetzes gedeiht, daß Wohltat zur Plage wird, wenn nicht Gemeinsinn den Menschen lenkt, wenn sich neben dem Bedürftigen auch der Nichtbedürftige zur Hilfestelle drängt.

Es liegt im Zug der Zeit, die Versicherung auszubauen, sie, wie gesagt, auf das ganze Volk zu erstrecken. Gerade hier sehen wir, daß äußere Einrichtungen ohne Pflege der Seele keinen Segen bringen, daß wirtschaftlicher Fortschritt den sittlichen unbedingt voraussetzen muß. Und darum bringt die Sozialversicherung auch seelsorgliche Aufgaben, und darum dürfen wir nicht vergessen, daß der Verantwortlichkeitssinn des sittlich Ungefestigten immer weiter abnehmen wird, je mehr ihm die Öffentlichkeit die Sorge um sein Wohl und das seiner Angehörigen abnimmt. Ich möchte hier ohne eigene Stellungnahme die auch seelsorglich beachtliche Ansicht eines Versicherungsfachmannes wiedergeben, der kürzlich über den Malthusianismus schrieb und dabei betonte, daß die S o z i a l versicherung nur die Gefahr mehre, daß leichtsinnige Menschen ihrem Geschlechtstriebe ungehemmt nachgeben, wogegen die P r i v a t versicherung, die dem einzelnen keine Wohltaten auf Kosten anderer spendet, ihn erinnert, für seine Kinder Vorsorge zu treffen (Aussteuer, Studienversicherung), ihn aber gleichzeitig mahnt, nicht mehr Kinder zu zeugen, als er standesgemäß erziehen kann.

Auch namhafte katholische Sozialpolitiker verhehlen sich nicht, daß die Sozialisierung der Versicherung sittliche Gefahren bringen kann. So gibt H e r m a n n L u f t in einem Aufsatze „Lohntheorien" (im Fachblatte christlicher Gewerkschaften „Deutsche Arbeit" 1927) der Befürchtung Ausdruck, daß die fortschreitende Verallgemeinerung der Sozialversicherung unseren Selbständigkeitssinn schwächt, die Einmischung der Regierenden in die freie Wirtschaft fördert und im Staate den Wahn stärkt, daß er ein kleiner Herrgott sei.

Da namentlich die Sozialisten unsere Versicherung ins Ungemessene ausbauen wollen, liegt der Schluß nahe, daß sie tatsächlich als Nebenabsicht die Verringerung des Selbst- und Pflichtgefühls und damit die Entsittlichung und Entkirchlichung erwägen. Um Mißverständnissen vorzubeugen, sei ausdrücklich betont, daß unsere Kirche keineswegs die Erhaltung und Erweiterung sozialer Einrichtungen ungern sieht, allein sie muß in ihren Angehörigen jene sittlichen Eigenschaften schulen, die den richtigen Gebrauch jener Einrichtungen ermöglichen. Daß aber selbst die Blüte des Versicherungswesens, der Gemeinnutzen, der von diesem ausgeht, sittliche Eigenschaften der Benützer voraussetzt, erweisen die hier angeführten Tatsachen und Gewährsmänner. Und wenn wir heute sehen, daß selbst der Kampf um die Leitung der sozialen Kassen schon ein Kampf der Weltanschauungsparteien geworden ist, dann muß auch die Seelsorge ihre Getreuen für diesen Kampf

rüsten, nicht etwa, indem sie selbst Politik treibt, sondern indem sie sittliche Waffen bereitstellt.

Wenden wir uns wieder der Privatversicherung zu! Es wird berichtet, daß die Männer, die vor 120 Jahren das österreichische bürgerliche Gesetzbuch verfaßten, über die Lebensversicherung schwiegen, weil sie von dieser Versicherungsform eine Zunahme der Selbstmorde befürchteten. Diese Darstellung mag bloß den Wert einer Anekdote besitzen. Für die Gegenwart steht jedoch fest, daß tatsächlich die Police zugunsten der Angehörigen in manchem Menschen die Selbstmordabsicht bestärkt hat, ja, daß Leute noch kurz vor ihrer Tat die Versicherung erhöhten. Ebenso weisen die Lehrbücher der Versicherungskunde darauf hin, daß sich mancher Mann leichter zu einem Zweikampf entschließt, wenn er seine Familie versichert weiß, als wenn er sich als den alleinigen Ernährer betrachten muß. Dabei muß festgestellt werden, daß die Gesellschaften früher Selbstmord und Zweikampf oft als Versicherungsfälle ausschieden, in den letzten Jahren dagegen leider diese Schranke nahezu ganz beseitigten.

Erwähnt sei schließlich, daß heute neue Versicherungsarten für sittlich wenig erfreuliche Verhältnisse vorgeschlagen werden. So wirbt eine bekannte Frauenrechtlerin seit Jahren leidenschaftlich für eine Assekuranz, deren Nutzen geschiedenen Frauen zukommen bzw. die die Scheidung erleichtern soll. Wenn die Anstalten bis heute dieses Risiko ablehnen, so tun sie dies weniger aus moralischen denn aus geldlichen Erwägungen.

Die Versicherung vermag aber nicht nur das Pflichtgefühl, das wir gegen uns selbst oder gegen Mitversicherte üben sollen, zu schwächen, sondern fördert manche Rücksichtslosigkeit gegenüber Außenstehenden. In alten Lehrbüchern des Strafrechts und wahrscheinlich auch der Moral tauchte regelmäßig der Rheeder auf, der einen „schwimmenden Sarg" aufs Meer schickt, um bei Schiffbruch die Versicherungssumme zu erhalten, und der dabei das Leben der Mannschaft aufs Spiel setzt. Ich weiß nicht, ob solche Verbrechen noch vorkommen, dagegen kann man heute die Zunahme der Rücksichtslosigkeit mit der Entwicklung der Haftpflichtversicherung in Einklang bringen. Der Haftpflichtversicherte braucht ja nicht für fremdes Leben und Eigen Sorge zu tragen. Unfälle ersetzt ihm ja die Assekuranz, sofern er nicht geradezu vorsätzlich zu Werke ging. Solchen Gedanken begegnet man z. B. bei Autowildlingen.

Selbstverständlich ließe sich unsere Untersuchung auch auf die Moral der Versicherer ausdehnen. Letztere sind dem Versicherten überlegen, weil das Gesetz infolge seiner Schwierigkeit nur Fachleuten bekannt ist und weil zwischen Vertragsabschluß und ihrer allfälligen Leistung oft Jahrzehnte liegen. Diese Möglichkeiten reizen zum Mißbrauch, doch gehören Übelstände heute zu den Seltenheiten.

Zum Schlusse werfen wir noch einen Blick auf den neuen Strafgesetzentwurf. Zufolge Zunahme der Versicherungsvergehen wird die diesbezügliche Vorschrift viel erörtert. Das geltende deutsche Recht erwähnt nur zwei Formen des Versicherungsbetruges, die Brandstiftung und das Strandenlassen eines versicherten Schiffes, weil bei diesen Geschehnissen die Gemeingefahr für fremdes Leben und Eigentum am größten ist. Der Entwurf er-

weitert den Kreis der Delikte, bezeichnet sie aber infolgedessen nur mehr abstrakt und mindert das heutige Verbrechen in ein Vergehen. Nun geht die herrschende Ansicht dahin, daß dadurch die Abschreckungsmöglichkeit des jetzigen Gesetzes schwinde, weswegen der Paragraph überhaupt gestrichen und das Vergehen dem allgemeinen Betrugsparagraphen unterstellt werden könnte. Es ist also beachtlich, daß hier der Abschreckungsgedanke das Feld beherrscht.

*

Wir haben keinen Anlaß, dem Beispiel amerikanischer Sektierer zu folgen und die Lebensversicherung oder gar die Versicherung schlechthin als mit der Bibel in Widerspruch stehend zu verwerfen. Wir erkennen sie als wichtige wirtschaftliche Anstalt an, die die gesellschaftliche Ordnung mehrt, den Sparsinn und die Vorsorge für uns und unsere Lieben mehren kann. Sie kann gleich jeder anderen Einrichtung mißbraucht werden. Dieser Mißbrauch wirkt sich auch sittlich aus. In der Gegenwart häufen sich große und kleine sittliche Übelstände bei Inanspruchnahme der Versicherungsleistung. Daher muß auch die Seelsorge der Versicherung Augenmerk schenken.

FRIEDRICH LEOPOLD GRAF ZU STOLBERG ALS FÖRDERER DES STUDIUMS DER GRIECHISCHEN SPRACHE.

Von Pfarrer Follert, Oberemmel.

Dutzende von Büchern, Broschüren und Zeitungsartikeln beschäftigen sich augenblicklich mit unseren humanistischen Bildungsanstalten. Nummer 5 des Pastor bonus 1927 (Septemberheft) bringt aus der Feder des Herrn Prof. Dr. Ketter einen interessanten Artikel: Humanistisches Gymnasium und Theologie-Studium. Professor Wirtz (Trier) brachte in der Beilage der Trierischen Landeszeitung „Stunden der Einkehr" vom 25. September 1927 ebenfalls einen Artikel über das humanstische Gymnasium. Beide halten das Studium der alten Sprachen (des Lateinischen und Griechischen) für unentbehrlich für alle diejenigen, die an der geistigen Weiterentwicklung Deutschlands zu arbeiten berufen sind, und für unbedingt notwendig zur Heranbildung des theologischen und wissenschaftlichen Nachwuchses im deutschen Volke.

Früher kämpften für dieselbe Idee u. a. Johann Joachim Winckelmann, Friedrich August Wolf, Johann August Ernesti, Friedrich Gedike, Friedrich Immanuel Niethammer, Fr. Thiersch und in unseren Tagen von Wilamowitz-Moellendorf, Professor an der Universität Berlin, Prof. Dr. Otto Willmann, der Verfasser der Geschichte des Idealismus, und schon vor 140 Jahren Friedrich Leopold Graf zu Stolberg. Auch er verdient entschieden, unter denjenigen Männern genannt zu werden, die das Studium der griechischen Sprache im deutschen Volke mächtig gefördert haben, und es ist ohne Zweifel ein Versehen, wenn S. P. Widmann in seinem sonst vortrefflichen Artikel Griechischer Sprachunterricht im 2. Bande des Lexikons der Pädagogik von Roloff des Mannes keine Erwähnung tut, der dem deutschen Volke die erste Homerübersetzung (1778) geschenkt hat.

Wie hoch Stolberg die Meisterwerke der griechischen Literatur als Bildungsmittel einschätzte, sehen wir aus den Aufzeichnungen, die Johannes

Janssen aus Stolbergs Papieren mitteilt (Janssen, Friedrich Leopold Graf zu Stolberg, Bd. I, Seite 432 ff):

„Wenn der Jüngling im Lateinischen festbegründet ist, so wird er die meiste Zeit auf die griechische Sprache verwenden. Die Kunde des Griechischen öffnet ihm den blühenden und fruchtreichen Garten der unsterblichen griechischen Geisteswerke; sie gründet, sichert, bereichert und erhöht das Gefühl für das Schöne. Sie stellt ihm die höchsten Muster auf in der Poesie, in der Beredsamkeit, in jeder Art der Darstellung. Sie zeigt ihm an Aristoteles, wie gründlich der wahre Philosoph ohne Pedanterie, wie einfältig, wie edel er sei und wie klar. Sie erhebt ihn auf Platos Flügeln in die Höhen des kühnsten und sichersten Geistesschwunges. Sie führt ihn zur Anwendung ihrer Lehren auf Tätigkeit durch den weisen Xenophon. Vertraute Bekanntschaft mit diesen drei großen Griechen und mit dem Cicero wird ihm auf heilsame Weise die dürre Nüchternheit der deutschen Philosophie unserer Väter und den unverständlichen Gallimatthias einiger Neuen, endlich den Aberwitz der neuesten sogenannten Naturphilosophen und die Anmaßung dieser drei vaterländischen Schulen verleiden.

Die ergründete Organisation der schönen griechischen Sprache wird ihm, wenn er Anlage für geordnetes Denken hat, einen mehr sichern Leitfaden reichen, als alle Logik und Metaphysik der Professoren. Will er sich von den Formen des Denkens wissenschaftlich unterrichten, so lese er die Logik und Metaphysik des Aristoteles.

... Die Kunde des Griechischen gewährt endlich den unschätzbaren Segen, die heiligen Schriften des neuen Bundes in der Ursprache lesen zu können, ein Segen, dessen kein Jüngling, der höherer Bildung sich befleißigt, entbehren sollte."

Nach den hier ausgesprochenen Grundsätzen erzog Stolberg seine eigenen Söhne. Janssen erzählt in dem oben erwähnten Werke (Seite 82): Fast täglich wurden mehrere Stunden auf die Lektüre der alten Klassiker, insbesondere der griechischen verwendet; Dichter und Prosaiker kamen abwechselnd an die Reihe. Stolberg erklärte seinen ältesten Söhnen und Kellermann (dem Lehrer und Erzieher der Söhne des Grafen) platonische Gespräche, Pindar, Sophokles und Aeschylus.

Um auch in den weitesten Kreisen des deutschen Volkes den unversiegbaren Gesundbrunnen des Idealismus, wie er in den Werken der griechischen Geisteshelden sprudelt, zugänglich zu machen, um die Kultur des Hellenentums dem deutschen Volke immer näher zu bringen, um dadurch recht viele anzulocken, die Sprache des Originals zu erlernen, fertigte Stolberg von den Meisterwerken der griechischen Literatur deutsche Übersetzungen an. Er beschenkte im Jahre 1778 die literarische Welt mit einer Übersetzung der Ilias, der ersten deutschen Übertragung eines griechischen Dichters im Versmaß des Originals. Bietet gleich die Raschheit des Werkes, besonders in Hinsicht des Versbaues, manchesmal der strengen Kritik eine Handhabe, so strömt doch vielleicht desto feuriger in einem Gusse der Gesang des göttlichen Alten in unserer Sprache dahin. „Liebte ich", schrieb Stolberg, „Homer nicht über alles, ich übernähme die Mühe nicht beim ungewissen Dank der Nation. Aber auch nur einer, den ich Homer empfinden lehre, ist mir Lohn; dabei

macht einem die Liebe für ihn die Arbeit süß". (Janssen II, Seite 76.)

Friedrich Leopold Stolberg also war es, der zuerst den Homer in's Deutsche übersetze, nicht I. H. Voß, wie vielfach angenommen wird und wie auch S. P. Widmann in dem Artikel: Griechischer Sprachunterricht, II. Bd. des Lexikons der Pädagogik, Spalte 476 sagt. Stolberg schenkte die Arbeit seinem Freunde I. H. Voß, der auf den Ertrag der Ausgabe — die Hoffnung zur Bezahlung seiner Schulden und zur ersten Gründung seines Hausstandes stützte. (Janssen a. a. O. II. Bd. Seite 76 Anm. 1.)

Jahrelang fesselten den Grafen die Tragödien des Aeschylus. „Mein Aeschylus", so schreibt er am 27. Juni 1780 an seinen Bruder Christian, „beschäftigt mich täglich eine Stunde vor dem Frühstück. In ihm ist tiefes tragisches Pathos, wenig Kunst... aber wie mich dünkt, so viel Größe wie im Sophokles. Sein Kothurn geht Titanenschritt, unter welchem der Leser blaß wird, was muß er dem Zuschauer gewesen sein! Ich werde immer bei der Sitte bleiben, mich alle Morgen mit solchem griechischen Wein zu stärken". (Janssen, II. Bd., Seite 115.) Das Ergebnis seiner Beschäftigung mit Aeschylus war die Übersetzung der vier Tragödien desselben, nämlich Prometheus in Banden, die Sieben gegen Theben, die Perser und die Eumeniden, die er im Jahre 1802 herausgab. Diese Übersetzung behauptet auch heute noch ihren Wert, auch von Schiller wurde sie dankbar benutzt.

Mit seiner Tätigkeit als Übersetzer griechischer Geisteswerke war Stolberg nicht zufrieden. Wo immer eine Gelegenheit sich bot, suchte er die deutsche Jugend zu begeistern für das Studium der griechischen Klassiker und vorhandene Vorurteile aus dem Wege zu räumen. Es seien nur zwei Stellen aus seinem großen Werke (15 Bände) Geschichte der Religion Jesu Christi erwähnt. In Band III, Seite 455 heißt es: „Mit Mühe lernen wir ihre (der Griechen) Sprache, und wie reichlich wird diese Mühe belohnt! Reich, kraftvoll, harmonisch, sich dem Gedanken und der Empfindung anschmiegend, mag die herrliche griechische Sprache wohl mit der vulkanischen Rüstung des Achilleus verglichen werden, welche, wie Homer so edel dichtet, nicht nur den Helden nicht beschwerte, sondern wie auf Flügeln ihn erhob. Und so wie diese Sprache den Gedanken selbst zu erheben scheint, so erheben uns die Gedanken und Empfindungen der geistvollen Griechen in die Region des Schönen, die ihnen wie eigentümlich war. Zugleich atmet aus den Schriften und Taten der Griechen und der Römer ein Geist der Energie, welcher die Seele des Jünglings kräftigen, und wohl angewandt ihm bei Ausübung höherer Tugend, als jene kannten und übten, nützlich sein mag."

Stolberg trägt kein Bedenken, zu behaupten, daß die Vernachlässigung des Studiums der griechischen Sprache im Mittelalter für die Religion die traurigsten Folgen gehabt habe. Bei der Darstellung der Christenverfolgung durch Julian den Abtrünnigen bemerkt er (Geschichte der Religion Jesu Christi, Band 11, Seite 351 und 352): „Einige christliche Schriftsteller haben gemeint, daß die Christen nicht eben Ursache gehabt hätten, sich zu beschweren über die Verordnungen des

Kaisers Julian, wodurch der christlichen Jugend die Erlernung der Wissenschaften verboten wurde. Sie sehen in den Schriften der Alten nur Verherrlichung des Götzendienstes oder eitle Weltweisheit. Sie wußten und empfanden nicht, daß die Muster des Schönen und Erhabenen den Geist erheben, ihn schmücken, ihn bereichern, ihn begeistern, daß diese Begeisterung uns neuen Schwung gebe, und so wie sie unsere vielleicht schlummernden Gaben erweckt, ihnen auch eine sichere Richtung gebe, durch Bildung des Urteils und des Geschmacks, und daß diese Gaben allzumal können und sollen Gott geheiligt werden. Haben einige, besonders lateinische Kirchenväter zur Zeit, da das Götzentum noch nicht ganz gestürzt war, sich mit strengem Eifer wider die Schriften der alten Griechen erklärt, so haben doch auch viele, besonders die griechischen Kirchenväter, deren Lesung geübt und empfohlen, wohl wissend, was sie ihnen verdankten. Der unmittelbare Nutzen, den sie zur Bekämpfung des Götzendienstes und eitler Philosophien aus jenen Schriften zogen, ist offenbar; aber wer vermag zu berechnen, wie viel an Bildung, Ausschmückung und — was viel wichtiger ist — an Schwung des Geistes, Origines, die Gregore, Basilius, Chrysostomus und andere durch Lesung der Alten gewonnen haben? Der Apostel Paulus selbst führt heidnische Dichter an. Gleich nach Julians Tod ward das Lesen der Dichter wieder in den christlichen Schulen eingeführt. Die gottselige Marianna, Mutter des im ersten Drittel des 6. Jahrhunderts blühenden heiligen Fulgentius, eines Afrikaners, ließ ihn alle Gesänge Homers und einen Teil der Komödien Menanders auswendig lernen, ehe sie ihn in der Sprachlehre des Latein, welches seine Muttersprache war, unterrichten ließ.

Man müßte der Kirchengeschichte und der Weltgeschichte gleich unkundig sein, wenn man die traurigen Folgen nicht bemerkte, welche aus gänzlicher Unkunde der griechischen Sprache im Mittelalter bei uns Abendländern hervorgingen, wo selbst die göttlichen Schriften des Neuen Bundes nicht mehr in der Ursprache gelesen wurden.

Ein neuer, auch für die Religion wohltätiger Tag brach an, als in der Mitte des 15. Jahrhunderts nach Eroberung Konstantinopels, von den Osmanen verscheucht die griechischen Musen zu uns flüchteten."

Interessant für alle Studenten und Erzieher ist zu hören, wie Graf Friedrich Leopold Stolberg mit seinem Bruder Christian die griechische Sprache sich aneignete. Der eine der beiden willensstarken Autodidakten, Christian, schreibt darüber am 28. Januar 1773 an seine Schwester Henriette Friderike (Janssen II, Seite 23):

„Ich muß Dir noch eine große Neuigkeit schreiben, meine Beste, die Deine Brüder betrifft. Sie haben auf lange Zeit allen deutschen, französischen, englischen und lateinischen Vergnügungslektüren Adieu gesagt. Du wunderst Dich, meine Liebste; in der Tat, wir wollen nun mit allen Kräften Griechisch lernen. Ich will Dir diesen Entschluß von Anfang an erzählen. Du weißt, wie sehnlich wir immer gewünscht haben, diese schöne Sprache zu kennen und daß wir uns lange vorgenommen haben, sie zu lernen. Gestern redete Jupiter durch die Umstände. Ich schickte auf

die Bibliothek, den dritten Quartband von Humes History holen zu lassen; da ließ man mir sagen, ein Professor brauchte ihn, und ich würde ihn noch lange nicht kriegen. Gleich resolvierte ich mich zu unserem großen Entschluß, mein Bruder auch, und noch gestern kaufte ich mir einen Homer und fing die Iliade zu lesen an. Wenn man die Buchstaben noch nicht kann, so geht das Lesen nicht geschwind, unterdessen hoffe ich, in wenigen Monaten soll es besser gehen. Wirst Du Deine Brüder auslachen, oder billigst Du es? Die Mühe kostet mir nichts, aber das Verzichten auf alle andere Lektüre ist mir schmerzhaft; unterdessen — bald werden wir belohnt sein."

Ein mustergültiger Wissenstrieb und vorbildlicher Lerneifer bei den zwei jungen Grafen!

„Den Friedrich Leopold Stolberg wird eine unbefangene Nachwelt mit Ihnen und mir sehr hochstellen", schrieb 1818 Niebuhr an Perthes. Dieses Wort dürfen wir auf Stolberg auch anwenden, wenn wir ihn betrachten als Förderer des Studiums der griechischen Sprache.

BÜCHERBESPRECHUNGEN

PHILOSOPHIE.

Logik. Eine Systematik der logischen Probleme von Professor Dr. Martin Honecker. (Band 5 der Leitfäden der Philosophie, herausgegeben von Dozenten der Hochschulen von Bonn und Köln.) 8°. 194 Seiten. Ferdinand Dümmlers Verlag, Berlin und Bonn 1927. Preis kart. Mk. 3,80; geb. Mk. 5,00.

Wenn Kant im Vorwort zu seiner „Kritik der reinen Vernunft" meinte, die Logik habe seit Aristoteles keinen Schritt rückwärts tun dürfen, aber auch keinen vorwärts tun können, sie sei also scheinbar abgeschlossen und vollkommen, so haben die letzten Jahrzehnte bewiesen, daß das nicht der Fall ist, daß die Logik doch noch eines Ausbaues oder zum wenigsten einer Klärung fähig, ja bedürftig ist. Der Kampf zwischen dem „Psychologismus" eines Wundt einerseits und der „reinen Logik" eines Husserl andererseits ist ja ein Kampf um die Fundamente der Logik, nämlich um ihren Gegenstand und ihre Methoden.

Professor Honecker glaubt den Grund der Verwirrung darin zu sehen, daß man bisher zu wenig unterschied zwischen zwei Problemgebieten der Logik, dem Denkakt und dem Denkinhalt oder Denkgegenstand. Schon in seiner Schrift „Gegenstandslogik und Denklogik" (Berlin 1921) arbeitete er auf eine klare Trennung dieser verschiedenen Fragen hin, nicht um neue Lehren oder Resultate zu gewinnen, sondern um Einigkeit und Klarheit in der Deutung des übereinstimmenden Inhalts der logischen Systeme zu erarbeiten. Wie er sich unter Berücksichtigung dieser Unterscheidung die Ausgestaltung der Logik denkt, zeigt sein vorliegendes Werk. Er entdeckt in der traditionellen Logik drei bisher verquickte Fragenkomplexe, die 1. die Gegenstände im allgemeinen, 2. die Gedankengehalte oder „Bedeutungen", 3. das tatsächliche erkenntnisstrebige Denken betreffen. Deshalb zerlegt er seine Logik in drei Hauptabschnitte: die Gegenstandslehre, die Bedeutungslehre und die Denklehre.

Gegen diese Unterscheidung und Einteilung hat Dr. Budde im letzten Hefte des Philosophischen Jahrbuches (1928, 2. Heft, S. 246—254) Bedenken vorgebracht. Auch wer daran zweifelt, daß Honecker in seiner Entgegnung (ebendort Seite 254 bis 259) diese Bedenken völlig zerstreut habe, wird anerkennen müssen, daß seine Logik in feiner Art viel Anregung bietet und einen wichtigen Beitrag zur Klärung der logischen Grundprobleme darstellt.

Einführung in die Philosophie. Zum Selbststudium, für Schüler höherer Lehranstalten und Volkshochschüler von Dr. Felix Budde. I. Bändchen: Begriff und Einteilung der Philosophie. Die deduktive Logik. gr. 8°. 48 Seiten. Aschendorffsche Verlagsbuchhandlung, Münster i. W. 1927. Preis geheftet Mk. 0,90.

Budde ist in seiner Einstellung zur Logik noch nicht von Honecker beeinflußt, und nach seinem oben erwähnten Angriffe zu schließen, würde er auch heute noch an seiner Auffassung vom Wesen der Logik kaum etwas ändern. Seine Zielsetzung ist ja auch eine mehr praktische, pädagogische. Nach der Denkschrift zur Reform des höheren Schulwesens soll an den höheren Schulen philosophische Lektüre betrieben werden. Damit sie erfolgreich oder auch nur ungefährlich ist, ist ein Mindestmaß logischer Vorbildung notwendig, und diese will Budde durch sein Büchlein vermitteln. Diesem Zweck entsprechend kam es auf Kürze, Klarheit und Anschaulichkeit an. So hat er vor allem die unabänderlichen Grundlagen der aristotelisch-scholastischen Logik über Begriff, Urteil und Schluß behandelt, aber auch

die wichtigsten Punkte der Methodenlehre mit einbezogen. Eingefügte Fragen sollen den Schüler zum eigenen Denken anregen bzw. dem Lehrer Anlaß zu weiteren Erklärungen bieten. An Einzelheiten ließen sich Aussetzungen machen, aber für seinen Zweck dürfte das Büchlein willkommen sein.

Romantische oder klassische Logik? Vergleichende Dialektik des antinomischen Widerspruches von Siegfried Behn. (Veröffentlichungen des katholischen Instituts für Philosophie, Bd. I, Heft 5.) gr. 8°. XII und 140 S. Aschendorffsche Verlagsbuchhandlung, Münster i. W. 1925. Preis geh. Mk. 5,70; geb. Mk. 7,25.

Auch wo Behn sachlich Bekanntes sagt, sagt er es immer in völlig neuer Beleuchtung und in einer Weise, die ihn als einen überlegenen Denker erscheinen läßt. So führt er hier in die tiefsten Tiefen der logischen Probleme hinein, indem er die romantischen Logiker mit ihrer antinomischen Dialektik gegen die klassische Dialektik eines Aristoteles ausspielt. Bei allem Verständnis für die Romantik mit ihrer Grundthese, daß unsere Urteile über die Dinge und Zusammenhänge der Weltwirklichkeit sich notwendig widersprechen, entscheidet er sich doch energisch für die klassische Logik und tut unter reicher Verwertung der Mathematik überzeugend die Wahrheit ihrer Grundanschauungen dar, die er in origineller Weise an künstlichen Welten anschaulich abzulesen versteht. Es ist ein dorniger Weg, den er durch die 15 Kapitel des Hauptteiles führt, und nur wer mit viel Geduld ausgerüstet Seite für Seite sich durchzuarbeiten entschließt, wird das Buch befriedigt und bereichert aus der Hand legen.

Trier. Joseph Lenz.

KIRCHENGESCHICHTE

Kirchengeschichte. I. Altertum. Von Lic. Dr. Karl Aner, Privatdozent in Halle. Berlin und Leipzig, Walter de Gruyter & Co. 1928. (Sammlung Göschen. Nr. 985.) 148 Seiten. Geb. 1,50 Rm.

Aner grenzt in diesem 1. Bändchen einer auf vier Teile berechneten Kirchengeschichte das Altertum ab mit dem beginnenden 7. Jahrhundert, weil damals der Arabersturm umgestaltend über die östliche Kirche dahinfegte und im Westen unter Papst Gregor d. Gr. († 604) der Schwerpunkt der Geschichte sich auf die germanischen Völker verschob. Nach einer kurzen Einleitung in die Gesamtkirchengeschichte und einigen Vorbemerkungen zur KG. des Altertums (mit interessanter synchronistischer Übersicht über das griechische, lateinische und orientalische altchristliche Schrifttum und zwei Kärtchen über die antike Welt) behandelt Aner in einem Hauptabschnitt (S. 17—137) das Christentum im römischen Reiche, wobei naturgemäß wieder zwei Perioden unterschieden werden: 1. das Christentum im heidnischen Römerreich; 2. die Reichskirche. Den letzten Entscheidungskampf zwischen Christentum und römischem Staat unter Diokletian rückt Aner merkwürdigerweise an den Anfang der zweiten Periode. In einem sehr kleinen Nebenabschnitt (S. 138—44) gibt Aner dann noch über das orientalische Christentum außerhalb des römischen Reiches (1. im Palmyrenischen Reich, 2. in der Osrhoëne, 3. in Armenien, 4. in Persien, 5. in Arabien) einen nur kurzen Überblick, weil die Geschichte dieses Christentums zu gutem Teil verschollen sei oder für den abendländischen Kulturkreis jenseits des Interesses liege (S. 11). Den Schluß bilden eine Liste der römischen Bischöfe, ein Namen- und ein Sachregister. Aners flott und anregend geschriebene KG. des Altertums will vor allem die Entwicklung der christlichen Ideen und kirchlichen Einrichtungen sowohl von innen heraus als auch von ihrer Umwelt her verständlich machen; alle Erscheinungen und Persönlichkeiten werden nach Möglichkeit in ihrer Eigenart charakterisiert und oft durch bezeichnende Quellentexte treffend beleuchtet; Kultus und Kunst und die Fragen der Kultur sind weitgehend berücksichtigt. Der Standpunkt des Verfassers ist der des protestantischen Forschers (v. Harnack'scher Richtung); woraus sich ohne weiteres ergibt,

daß ich in mehreren grundlegenden Fragen anderer Meinung bin. Die im Laufe der Darstellung durch manche Hinweise auf bedeutsame Neuerscheinungen ergänzte Literaturauswahl (S. 13/14) weist auch katholische Autoren auf; ich vermisse aber, um von anderen zu schweigen, sehr Hefeles Konziliengeschichte und Bardenhewers Geschichte der altkirchlichen Literatur.

Altchristliche Kirchengeschichte nach orientalischen Quellen von Dr. Felix Haase, ord. Professor an der Universität Breslau. Leipzig 1925. Verlag Otto Harrassowitz. XVI, 420 Seiten. gr. 8°. 18,00 Rm., geb. 20,00 Rm.

Angesichts der Tatsache, daß unsere kirchengeschichtlichen Darstellungen des Altertums fast ausschließlich aus griechischen und lateinischen Quellen schöpfen, hatte der Breslauer katholische Kirchenhistoriker Haase nach Abschluß seiner Dissertation über den Patriarchen Dioskur I. von Alexandrien nach monophysitischen Quellen (Breslau 1908) auf Anregung seines Lehrers † Prof. Dr. Sdralek den Plan gefaßt, die sämtlichen orientalischen Quellen zur altchristlichen Kirchengeschichte nach dem Muster seiner Dissertation zu verarbeiten. Die bald gewonnene Erkenntnis, daß eine solche Arbeit über die Kraft eines einzelnen hinausgeht, die Abschließung von der ausländischen Literatur infolge des Krieges und die durch Berufung Haases auf den Lehrstuhl für slavische Kirchenkunde verursachte Unmöglichkeit, sich weiter mit orientalischer Kirchengeschichte speziell zu beschäftigen, zwangen zu immer größerer Einschränkung des ursprünglichen Vorhabens. So legt der Verfasser denn im obengenannten Werke in etwas wehmütiger Stimmung seine trotz mancher Unfertigkeiten und auch unvermeidlicher Abstriche dennnoch äußerst wertvollen Beiträge zur altchristlichen Kirchengeschichte vor. Er rechnet die altchristliche Zeit bis zum Konzil von Chalcedon (451), weil danach tatsächlich für die orientalischen Kirchen eine neue Epoche beginnt. Zunächst werden wir im I. Abschnitt unterrichtet über die Quellen und Hilfsmittel, d. h. über die handschriftliche Überlieferung der Quellen, den Stand der Edition (sie „wird wenigstens noch 40—50 Jahre in Anspruch nehmen“ S. 3) und die Hilfsmittel zu ihrem Verständnis; daran schließt sich an eine Übersicht über die in Betracht kommenden syrischen, armenischen, christlich-arabischen, islamischen und äthiopischen Geschichtsquellen. In den folgenden sechs Abschnitten läßt Haase dann die Quellen selbst sachlich oder in wörtlicher Übersetzung reden zu den wichtigeren Fragen der äußeren Kirchengeschichte einschließlich der Ketzergeschichte unter Ausschluß der am zweckmäßigsten mit der christlichen Literaturgeschichte zu verbindenden Dogmengeschichte. So also behandelt er im Abschnitt II die Missionstätigkeit der Herrenjünger, in Abschnitt III die Ausbreitung des Christentums im (asiatischen) Orient, in Abschnitt IV die Stellung der Kaiser zum Christentum, Christenverfolgungen und Martyrien, in Abschnitt V die Bischöfe von Rom, Alexandrien, Antiochien, Jerusalem, Ephesus, Konstantinopel und das Mönchtum, in Abschn. VI die Konzilien und in Abschnitt VII die Häretiker. Personen-, Autoren- und Ortsregister bilden den Schluß. Die herangezogenen Quellen werden vom Verfasser jeweils kritisch gewertet, aber grundsätzlich nicht durch die griechischen und lateinischen Quellen berichtigt oder ergänzt, weil er eben einmal ein möglichst ungetrübtes Bild der altchristlichen Kirchengeschichte nach orientalischen Quellen geben will und jene vergleichende Heranziehung der nichtorientalischen Quellen auch wieder von einem einzelnen allein gar nicht geleistet werden kann. Bei dieser Arbeit der Zukunft wird der wesentliche Unterschied im Auge behalten werden müssen, den Haase bezüglich der orientalischen und der nichtorientalischen Literatur feststellt (S. VIII/IX): „Bei den Orientalen hat die subjektive Geschichtsschreibung eine ausschlaggebende Bedeutung erlangt. Es ist nicht Wahrheit und Dichtung, die in diesen Quellen vorliegt, sondern Dichtung auf Grund eines wahren Begebnisses... Die lebhafte Phantasie des Orientalen geht mit dem geschichtlichen Erkenntnisvermögen durch.“ Ferner trugen das partikularistische Nationalgefühl und die besonderen theologischen Richtungen bei der stark theologisch bestimmten Politik des Orients

seit Konstantin d. Gr. viel zur Abschließung der einzelnen Kirchen gegeneinander und des Orients gegen das Abendland bei. Es ist ein großes Verdienst Haases, die Notwendigkeit einer stärkeren Heranziehung der orientalischen Quellen (man vgl. die Übersicht bei Haase S. 6—36 mit der mageren Liste bei dem vorher besprochenen Aner S. 11—13, dritte Spalte) mit Nachdruck betont und ihre Erschließung wesentlich gefördert zu haben. Die von ihm gestellte Aufgabe wird die Forschung lange beschäftigen. Und wenn es wahr ist, „daß im Leben der Völker nicht die objektiven Tatsachen, sondern die subjektive Auffassung dieser Tatsachen eine durchschlagende Bedeutung hat" (S. IX), dann liegt es auf der Hand, wie sehr es auch den um die Mission bzw. die Reunion der orientalischen Christen bemühten Kreisen zu empfehlen ist, sich mit der altchristlichen Kirchengeschichte nach orientalischen Quellen vertraut zu machen.

Orbis Christianus saec. I.—V. Edidit Carolus Pieper. Wandkarte, 2,42 m breit, 1,53 m hoch. Verlag L. Schwann, Düsseldorf 1927. Unaufgezogen 18,00 Rm., aufgezogen auf Leinwand mit Stäben 36,00 Rm.

Auf dieser zunächst für die vatikanische Missionsausstellung im heiligen Jahre 1925 angefertigten und seither noch verbesserten Karte bietet der Münsterer Universitätsprofessor Dr. K. Pieper eine sorgfältig aus den Quellen gearbeitete anschauliche Übersicht über die Ausbreitung des Christentums in den fünf ersten Jahrhunderten. Die Hauptkarte stellt fast die ganze den Alten bekannte Welt dar von Nordwestafrika und Spanien im Westen bis zu den Indusmündungen im Osten und von der Wüste der Sahara bis nach Schottland und Skandinavien im Norden. Der für das frühe Christentum nicht in Betracht kommende Raum nördlich des Schwarzen und Kaspischen Meeres ist gut ausgenutzt durch drei Nebenkarten über 1. Mittelitalien, 2. die Länder zu beiden Seiten des südlichen Roten Meeres und des Golfes von Aden, 3. Vorderindien. Der Fortschritt der christlichen Mission ist dadurch kenntlich gemacht, daß die Namen der Länder und Orte durch Linien von sechs verschiedenen Farben gekennzeichnet sind; und zwar sind die Namen der Paulinischen Mission grün, die der sonstigen apostolischen Mission im 1. Jahrhundert rot, die Eroberungen der Mission vom 2. Jahrhundert schwarz, vom 3. Jahrhundert dunkelblau, vom 4. Jahrhundert violett und vom 5. Jahrhundert gelb unterstrichen. Wo die Zeit der Mission zweifelhaft bleibt, ist das durch ein Fragezeichen angedeutet; zwei Fragezeichen sollen die Unsicherheit der Ortslage anzeigen. Bei den wichtigeren Orten ist, soweit sie heute noch bestehen, auch der moderne Name beigefügt. Viele aus der Literatur bekannte Namen mußten ganz wegbleiben, weil sie noch nicht lokalisiert sind, insofern ist eine lückenlose kartographische Wiedergabe der selbst schon nur lückenhaften Überlieferung gar nicht möglich. Alle diese zum Verständnis der Darstellung notwendigen „Notanda" sind auf der Karte selbst links unten (auf dem Raume südlich der nordafrikanischen Küstenländer) in lateinischer Sprache beigegeben. Die Karte ist trotz der durch die Unzulänglichkeit der Quellen oder der Forschung bedingten Grenzen in bezug auf die Vollständigkeit ein außerordentlich wertvolles Hilfsmittel für kirchen- und missionsgeschichtliche Vorlesungen, aber auch für den Religionsunterricht an höheren Schulen; sie würde m. E. noch viel gewinnen, wenn bei einem Neudruck die Grenzen des Imperium Romanum in seiner weitesten Ausdehnung darauf eingetragen werden könnten.

Trier. Schuler.

PÄDAGOGIK, KATECHETIK, HOMILETIK

Katholische Elternbücherei. Heft 1: Unser Kind kommt in die Schule. Von Hermann Joseph Scheufgen. 64 Seiten. Verlag der Kathol. Schulorganisation, Düsseldorf o. J. Preis 0,65 Rm. Bei Massenbezug verbilligter Preis.

Der Verfasser will die Eltern, die ihr Kind der Schule zuführen, in den Geist

und das Leben des heutigen Anfangsunterrichtes einführen, er will ihnen zeigen, wie der Anfangsunterricht die junge Seele aus der Welt des Spieles in die Welt der Arbeit und der Pflichterfüllung ganz sachte und unmerklich hinüberführt. Das frisch und lebendig geschriebene Büchlein wird vielen Eltern willkommen sein. — In der Schilderung des ersten Schultages — früher und jetzt — hat der Verfasser bei der Charakterisierung der früheren Praxis die dunklen Farben zu stark aufgetragen.

Die Kinderfreunde-Bewegung. Von Zyrill Fischer, Franziskaner. 36 S. IV. Aufl. Verlag der Typographischen Anstalt, Wien o. J.

Wenn man sich vor Augen hält, daß nach sozialistischen Angaben heute schon in Europa allein über 700 Ortsgruppen der Kinderfreunde bestehen, daß rund 200 000 Eltern und über 300 000 Kinder irgendwie von den Kinderfreunden erfaßt sind, daß diese Organisation allmonatlich schon über 600 000 ihrer Schriften in die Massen wirft, wenn man weiter bedenkt, daß Österreich und Deutschland die Hauptverbreitungsgebiete der Kinderfreunde sind, dann bedarf es nicht langer Ausführungen, um die ungeheuere Gefahr zu schildern, die uns von dieser sozialistischen Bewegung droht. Der hochwürdige Klerus vermag sich an Hand des vorliegenden Schriftchens leicht und schnell und zuverlässig über die Kinderfreunde-Bewegung zu orientieren. Dem Verfasser gebührt warmer Dank dafür, daß er die Gefahren, die von dieser Bewegung drohen, eindrucksvoll dargelegt hat. Wer weitergreifende Belehrung sucht, sei verwiesen auf das Buch desselben Verfassers „Sozialistische Erziehung" (erschienen im gleichen Verlag. Preis brosch. 2,90 Rm.).

Mein erstes Meßbüchlein. Für das 2. und 3. Schuljahr. Mit Bildern von Philipp Schumacher. Zusammengestellt von G. Götzel. Druck und Verlag der Buchhandlung Ludwig Auer, Donauwörth 1927. Preis kart. 0,30 Mk.

Der Versuch Götzels, ein Meßbüchlein für die im Titel genannte Altersstufe zusammenzustellen, wird warmen Beifall finden. Mir scheint er gut gelungen.

Trier. Weiler.

Jungmädchenstreben. Besinnliches für das katholische Mädchen, besonders für die marianische Sodalin von Josef Schmuttermair, Pfarrer. Limburg a. d. Lahn. Verlag von Gebr. Steffen.

„Klein und treu heißt weiß und blau", ein prächtiges Axiom, in das Schmuttermair hineingelegt, was er den nach Heiligkeit strebenden Jungfrauen sagen will. Als Gründer und langjähriger Präses einer Jungfrauenkongregation hat der Verfasser einen tiefen Einblick in das Denken, Fühlen und Streben der Jungmädchenseele gewonnen, und legt diese Lebenserfahrung in 31 kurzen, mitunter knapp umrissenen Kapiteln zur besinnlichen Lektüre vor. Diese Ansprachen oder Lesungen drängen sich nicht auf durch gesuchte Sprache oder Aufmachung, sie reden durch ihren reichen und tiefen Gehalt. In ihrer schlichten, fast aphoristischen Form wirken sie wie ein wertvolles Mosaik. Allerdings sind Mosaiksteinchen nicht gleich an Farbe und Glanz. Tiefgründig und überlegen wirkt das aktuelle Thema über die Mode. Herrliche Worte preisen die Persönlichkeit der Auserwählten. Das Kapitel über den Jungfrauenschmuck würde an Wert nichts verlieren, wenn einige Sätze gestrichen würden, wie die Aufforderung zur Freude über die eigene Schönheit und die Exemplifikation mit der Mutter aus alten und jungen Tagen. Um so mehr sprechen die folgenden Ausführungen über die Devotionsbeichte, Maria et Eucharistia, Du und deine Mutter u. a. an. Wenn in stiller Stunde eine Jungfrau einen Einblick tun will in ihre Seele, ihr geistige Nahrung zuführen, sich an innerem Werte bereichern will, so greife sie nach diesem Werkchen; sie wird es nicht ohne Gewinn beiseite legen. Auch Priestern und Vereinsleitern wird dessen Lektüre Nutzen bringen. Es bietet keine fertigen Ansprachen, aber einen Reichtum an Gedanken, eine Kenntnis des Jungmädchenstrebens und -sehnens, deren schlichter Ausdruck fertiggestellte, lebensfremde Vorträge an innerem Werte weit überragt.

Abbé Duplessy, Sermous de Carême, Reproduction du „Prédicateur" Carême 1904. Paris VI^e. P. Téqui, Libraire-éditeur. Prix 5 fr.

Kanonikus Duplessy gilt in seinem Heimatlande als ein nicht gewöhnlicher Prediger und Schriftsteller. Die vorliegenden Fastenpredigten, ein Auszug aus dem Predigerblatt „Le Prédicateur", behandeln als Themata für die einzelnen Fastensonntage den Tod, die Versuchung, den Schmerz, die religiöse Gleichgültigkeit, die hl. Eucharistie und das verborgene Leben des Herrn, die Heiligkeit Jesu Christi, die Passion des Herrn, die Leiden Jesu, die hl. Eucharistie und Jesu Leiden (für Gründonnerstag), die hl. Eucharistie und Jesu glorreiches Leben (für Ostersonntag). Außer diesen enthält das Werkchen eine Predigt sowie eine Predigtskizze für das Fest des hl. Josef nebst Predigtentwürfen für die Vorbereitung auf die Osterkommunion.

Sprachlichen Schwulst, bombastische Ausdrücke, Unklarheit der Gedanken und Ideenfolge sucht man vergebens in Duplessys Predigten; von diesen Abirrungen der geistlichen Beredsamkeit hat sich der französische Geist frei erhalten. Klare Auffassung, lichte Darstellung, Reinheit der Gedanken, psychologische Gliederung, stete Beziehung zu den Hörern, das sind Vorzüge, an denen vorliegende Predigten nicht arm sind. Dem alten Thema über die ewigen Wahrheiten weiß der Verfasser neue Seiten abzugewinnen, neue Töne abzulauschen, neue Ideengänge abzuringen. Auch das ist neu an diesen Predigten, daß sie nicht durch erschütternde Wucht den zerknirschten Sünder in die Knie zu zwingen suchen, daß sie ihm vielmehr mit Liebe entgegenkommen, um ihn mit Heilandsgüte zu gewinnen. So erscheint uns beispielsweise hier der Tod nicht in der Tragik der Trennung, umgeben von Seelenängsten, wie sie Massillon und andere Redner schildern; mit oratorischem Schwung weiß Duplessy den Hörer zu begeistern für ein Leben, das dem Tod alle seine Schrecken nimmt.

Unseren Verhältnissen entspricht es nicht, wenn der Redner die sog. Jährlinge zu den g u t e n Katholiken zählt. Auch dürfte in einigen Vorträgen das praktische Moment mehr betont sein.

Die Seelenleiden Jesu. Sieben Fastenpredigten von Andreas O b e n d o r f e r, Prediger bei St. Emmeran in Regensburg Zweite, vermehrte Auflage mit einer Kunstbeilage. Regensburg 1927, Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz.

Die Seelenleiden des Herrn sind in einem Zyklus von Fastenpredigten noch selten behandelt worden. Ist das der Grund, warum vorliegende Schrift einen so raschen Absatz gefunden hat, indem sie innerhalb zweier Jahre eine neue Auflage erleben durfte? Oder sind es die inneren Vorzüge, welche diese Predigten auszeichnen und welche Pfarrer Obendorfer zu einem gern gehörten Prediger machen? Für die Stadt sind diese Ansprachen berechnet. Stereotyp, ohne Rücksicht auf das Adagium: Variatio delectat, gliedern sich dieselben in zwei Teile, von denen der eine sich mit der Schilderung des Geheimnisses befaßt, der andere die Anwendung auf die gegenwärtigen Verhältnisse bezw. auf das Leben der Zuhörer macht. So durchleben wir in sieben Stationen das ganze blutige Drama des heiligen Karfreitags: 1° Ave Rabbi; 2° Ich kenne diesen Menschen nicht; 3° Nicht diesen, sondern den Barabbas; 4° Was ist Wahrheit? 5° Hinweg, hinweg mit ihm; 6° Er ist des Todes schuldig; 7° Wenn du der Sohn Gottes bist, steig herab vom Kreuze. Eine Predigt zur Vorbereitung auf die hl. Osterbeicht schließt den Zyklus, der uns nicht trockene Aufsätze über das Leiden Jesu bietet, wohl aber kraftvolle, wuchtige Predigten, gewaltige Donnerschläge, die der temperamentvolle bayerische Pfarrer führt, Posaunenrufe, die in die wirren Zeitverhältnisse hineintönen, um die Sünderherzen zu zermalmen und zur Lebensbesserung zu führen. Eines jeden Schwäche wird aufgedeckt, mitunter mit bayerischer Kühnheit. Manche Situation wirkt ergreifend. Wenn die Theorie der Beredsamkeit von oratorischen Gemälden als der lebhaftesten

Art der Schilderung spricht: hier findet der Rhetorenschüler mehr als ein Muster derselben.

Adolf Rosch, Geist und Leben, Wege und Weiser zum Aufstieg. 1927. Druck und Verlag der Paulinusdruckerei, Trier.

Unter diesem Titel veröffentlicht der Verfasser eine Reihe von Vorträgen, die er bei verschiedenen, meist außergewöhnlichen Gelegenheiten gehalten, nebst einem Aufsatz über das Selbstbewußtsein Christi nach Markus, der seinerzeit im „Pastor bonus" erschien. Erst werden in fünf Vorträgen die grundlegenden Wahrheiten behandelt: Der Gottesbegriff, die Gottheit Christi, die Gottesmutter, die Kirche und das Papsttum unter besonderer Berücksichtigung der modernen Problemstellung; dann führen uns die Lebensbilder Heilige und Glaubenshelden vor, Dichter und Künstler, Politiker und Kirchenfürsten, die als beredte Apologeten des Glaubens vor uns hintreten: Bonifatius und Franziskus, Dante und Mozart, Hermann von Mallinckrodt und der Trierer Bischof Dr. M. Felix Korum.

So bilden die zwölf Vorträge ein geschlossenes Gesamtbild der mächtigen Kulturkraft, die dem Katholizismus innewohnt, zugleich einen geschickten Wegweiser zum geistigen Aufstieg nach dem Motto, das die Schrift an der Stirne trägt: Die Worte, die ich zu euch rede, sind Geist und Leben (Jo. 6, 64).

Daß die Vorträge bei besonderen, meist höchstfeierlichen Anlässen gehalten wurden, legt den Schluß nahe, daß sie mit großer Sorgfalt vorbereitet wurden; daß der Herausgeber bei diesen Anlässen vor einem meist auserlesenen Publikum auftreten durfte, erbringt den Beweis, daß er nicht ein Redner dritter oder vierter Güte ist. Durch das ganze Werk geht ein Zug warmer Liebe zum deutschen Volk und Vaterland. Kein Vortrag, aus welchem nicht das Misereor super turbam als Echo nachklänge.

Möge die Schrift nach des Verfassers Wunsch viele zu starkem, selbstlosem, opferwilligem Leben im Dienste der Gemeinschaft betätigen.

Franz Brors, Der Jahresring. Predigten und Betrachtungen. Limburg a. d. Lahn. Verlag von Gebrüder Steffen.

Das Buch enthält Betrachtungen, d. i. fromme Lesungen für jeden Sonntag des Kirchenjahres in reicher Abwechselung und wohltuender Gedankenfülle. Zwölf für den Weihnachtsfestkreis: 1. Die neue Zeit. 2. Ein Freudentag in ernster Zeit. 3. Wer bist du und was schaffst du? 4. Ich stehe vor der Tür und klopfe an. 5. Das Fest des Kindes. 6. Das absolute Wertmaß. 7. Epiphanie am Rheine. 8. Glückliches Eheleben. 9. Das Erdenleid. 10. Die überzeitliche Bedeutung des irdischen Lebens 11. Der böse Feind. 12. Die Kraft des kath. Gedankens.

Sechzehn für den Osterfestkreis: 1. Berufungszeit und Kampf ums Ziel. 2. Der vierfache Ackergrund. 3. Karneval. 4. Der Geist der hl. Fasten. 5. Prophetenstimmen. 6. Zeichen vom Himmel. 7. Brot vom Himmel. 8. Ehe Abraham war, bin ich! 9. Die hl. Woche. 10. Dreifache Ostern. 11. Am Nachmittag der Erstkommunion. 12. Der Landstreicher. 13. Die Krähen schreien. 14. Jenseits von gut und böse. 15. Der Automat. 16. Was kein Auge gesehen.

25 für den Pfingstfestkreis: 1. Das Fest des Geistes. 2. Das Geheimnis. 3. Gottes Hütte unter den Menschen. 4. Herz-Jesu-Verehrung. 5. Der reiche Fischfang. 6. Wahre Toleranz. 7. Tätiges Mitleid. 8. Schlechte und gute Bäume. 9. Die Beweggründe des sittlichen Handelns. 10. Das Ordenswesen. 11. Das Priestertum. 12. Mariä Himmelfahrt. 13. Das größte Gebot. 14. St. Augustinus. 15. Der Gottesmutter Stellung in der Heiligenverehrung. 16. Stat crux dum volvitur orbis. 17. Die Bedeutung der Sonn- und Feiertage. 18. Herbstrosen. 19. Der Arme von Assisi. 20. Die Thebäische Legion. 21. Wenn es Abend werden will. 22. Gottes und der Menschen Erbarmen. 23. Gemeinschaft der Heiligen. 24. Unsere Hausfreunde. 25. Das Weltgericht.

Im Wesentlichen stellt das Ganze eine Zusammenfassung der religiösen Artikel dar, die der Herausgeber im „Sonntagsfrieden“ der „Bergischen Post“ veröffentlichte. Der gottsuchenden Seele bietet das Buch reiche Nahrung, dem besinnlichen Leser wird es eine Leuchte sein, die ihm den Ausblick in die modernen Zeitverhältnisse eröffnet, ein Wegweiser zu den monumentalen Schönheiten unserer heiligen Liturgie und kirchlichen Feste. Wer immer zur Popularisierung katholischer Liturgie und Feste mitwirkt, arbeitet an der Neubelebung katholischer Denkart und Lebensweise. Brors Jahresring ist dazu ein dankenswerter Beitrag und soll sich nicht nur „einen bescheidenen Platz in der Bücherei des vielbeschäftigten Sonntagspredigers, sondern auch (und ganz besonders) bei dem nach religiöser Lektüre verlangenden Laien erringen dürfen“.

Wegweiser zum christlichen Leben. Vorträge an die weibliche Jugend von Hugo Weiler, Pfarrer. Heft 21 der Predigten und Vorträge bei außerordentlichen Seelsorgsgelegenheiten. Verlag Hermann Rauch, Wiesbaden.

Heiliges Erdreich sind die Seelen der Jugend. Begeisterung zu allem Guten kann in ihnen wecken, wer ihre Triebe versteht und sie zu lenken weiß. Pfarrer Weiler zeigt in 21 Vorträgen der weiblichen Jugend den Weg zum Gottesberg Horeb; zugleich will er dem vielbeschäftigten Seelsorger, der kaum Zeit zur Vorbereitung für den Vereinsvortrag findet, Gedanken für die Jungfrauenkongregation darbieten. Daß diese Vorträge manche Kapitel aus dem Bereich der christlichen Aszetik behandeln, zeigen die Überschriften: Die christliche Vollkommenheit, Kampfesregeln in der Versuchung, Chronische Lauheit, Nächste Gelegenheit, Defizit in der Opferwilligkeit, Das Gebet, Selbstverleugnung usw. usw.

All diese Themata wurden bereits des öfteren behandelt, auch für die weibliche Jugend; aber in eine so kräftige, eindringliche, lebendige und anschauliche Sprache wie bei Pfarrer Weiler sind sie noch selten gefaßt worden. Keine trockene Konstruktion ist es, die hier geboten wird, sondern lebendige Gestaltung katholischen Aufbaues, taktvolle Führung auf dem Wege der Vollkommenheit. Ein Unikum eines Predigtanfanges möchte wohl der neunte Vortrag: Defizit in der Opferwilligkeit aufweisen, wenn derselbe mit den Worten beginnt: Alles neu macht der Mai, macht die Seele frisch und frei. Zu beanstanden ist das Wort über die sündigen Frauen. Unrein nach jüdischem Zeremoniell ist nicht gleichbedeutend mit sündhaft. Anderseits verdient die praktische Anregung in plastischer Darstellung über das Gebet aus dem eigenen Herzen heraus und das Gebet aus dem Gebetbuch von Priester und Laien, von Kongregationistinnen und gewöhnlichen Frauen gelesen und beherzigt zu werden.

An heiligen Feiertagen. Festtagspredigten für die heranwachsende, insbesondere die studierende Jugend von Prof. Paul Sommers. Zweite verbesserte und vermehrte Auflage. Münster, Druck und Verlag der Regensbergschen Buchhandlung.

Der Verfasser ist bereits durch verschiedene Predigtwerke bekannt; auch durch die Festtagspredigten, deren zweite verbesserte und vermehrte Auflage hier vorliegt. Obwohl die Vorträge zumeist vor Studenten gehalten wurden, so glaube man doch nicht, daß sie ob dieses Umstandes an der modernen Stilkrankheit leiden, deren Bazillus leider in mehr denn eine Predigt Eingang gefunden.

Wer wie Prof. Sommers in der Schule Gelegenheit hat, sich davon zu überzeugen, wie schwer es selbst Schülern der höheren Klassen wird, einen religiösen Vortrag richtig aufzufassen und wiederzugeben, wer da weiß, daß „Einfachheit, Anschaulichkeit und Herzlichkeit der Darstellung die conditio sine qua non des Erfolges der geistlichen Rede ist“, dem fällt es nicht ein, „auch einfache und klare Dinge durch geistvoll sein sollende, in Wirklichkeit verstiegene und verschrobene Ausdrucksweise zu verdunkeln“. Und darin zollt ihm jeder rechtlich Denkende Beifall.

Was den Leser bei der Lektüre dieser 37 Predigten anheimelt, das ist die

vornehme Einfachheit der Darstellung, die Durchsichtigkeit des Aufbaues, die Klarheit in den Gedanken und im sprachlichen Ausdruck, die weise Verwendung der Illustrationsmittel, nicht minder auch die Berücksichtigung der Zeitverhältnisse, sowie der Kirchen- und Kunstgeschichte. Jeder Prediger wird aus dem mit Fleiß ausgearbeiteten Werk Nutzen ziehen, nicht bloß derjenige, der vor der studierenden Jugend aufzutreten hat. Neu aufgenommen ist die Predigt über das Königtum Christi.

Am Herzen Jesu. Dreiunddreißig zeitgemäße, volkstümliche Herz-Jesu-Lesungen. Jubiläumsgabe anläßlich des 25. Jahrestages der Weltweihe an das heiligste Herz Jesu durch Papst Leo XIII. von Pfarrer A. Pitznek. Verlag von Ferdinand Schöningh, Paderborn.

Manches Herz-Jesu-Buch oder Büchlein legt man enttäuscht beiseite, weil es als zu süßlich-fromm, fad und gehaltlos empfunden wird, das vorliegende nicht. In 33 Lesungen führt uns der Autor in das Innere der Herz-Jesu-Verehrung, um uns deren einzelne monumentale Schönheiten zu zeigen und sie zugleich für das tätige Leben auszuwerten. Besondere Betrachtungen stellen die Herz - Jesu - Verehrung zu den großen religiösen und sozialen Fragen der Gegenwart, insbesondere zu den Kontrovers- oder Unterscheidungslehren sowie zu den verschiedenen Ständen und Berufen: Eheleute, Männer, Arbeiter Hausangestellte usw.; andere Lesungen führen uns Jesu Herz vor in Beziehung zum Hl. Geist, zur heiligen Beichte, zur katholischen Kirche, zum Papsttum, zur öfteren hl. Kommunion usw. Großen sprachlichen Aufwand oder gar Redeschönheit sucht man vergebens in diesen Lesungen: in der Schönheit des Einfachen, dogmatisch genau, gehaltvoll und anschaulich, mitunter tiefernst und warnend reiht sich Lesung an Lesung, das Motto verwirklichend: Die Erbarmungen des Herrn will ich besingen ewiglich ... damit alle eins seien.

Dem Priester bietet das Werk erwünschten Stoff zu zeitgemäßen Predigten, dem Innerlichen reiches Betrachtungsmaterial, allen ohne Unterschied eine anregende, fruchtbringende Lektüre.

Der Verlag trug das Seinige bei, um das Werk zu einer splendiden Jubiläumsausgabe zu machen.

Das katholische Priestertum und seine erhabene Bedeutung in moderner Zeit von Joseph Reiter, Pfarrer. Salesianer-Verlag, München.

In schlicht-einfacher, volkstümlicher Weise verbreitet sich der Verfasser im ersten Teil über den Priesterstand und die Priesterwürde, angefangen von der göttlichen Einsetzung des Priestertums bis zu dem 1852 verstorbenen, vor genau zwei Jahren kanonisierten Pfarrer Vianney von Ars. Im zweiten Teil unterstreicht Pfarrer Reiter die Pflichten der Gläubigen gegen die Priester: Ehrfurcht, Liebe, Gehorsam usw., spricht in zwei Kapiteln von den Gegnern des Priesters und des Priestertums, in mehreren anderen von den geistlichen Orden und Kongregationen, von der katholischen Missionstätigkeit, von dem katholischen Priestertum und den Zeitirrtümern, um im letzten Kapitel das Leben und Wirken des höchsten Priesters auf Erden, des glorreich regierenden Papstes Pius XI., vorzuführen. Von besonderem Interesse sind die Abschnitte über die Friedensbestrebungen des Papstes inmitten des grausigen, völkermordenden Weltkrieges.

Das Ganze erscheint wie das Spiegelbild einer Seele, die von warmer Liebe zur Kirche, ihrer Hierarchie und ihrer Institutionen getragen ist. Bei der rein objektiven Darstellung, bei der Fülle von objektiven Zeugnissen vergißt man leicht das Cicero pro domo und den Einwand der eigenen Apotheose, den die Kirchenfeinde gegen ein von einem Priester zur Verherrlichung des Priesterstandes geschriebenes Buch erheben. Sicher ist Reiter's Werk geeignet, den unvoreingenommenen Leser mit Hochachtung für das katholische Priestertum zu erfüllen, manche Schwierigkeit wegen unwürdiger Vertreter des geistlichen Standes zu heben, vielleicht auch mehr denn einen schlummernden Priesterberuf zu wecken.

Predigten über das allerheiligste Sakrament des Altars, vorzüglich zum Gebrauch beim vierzigstündigen Gebet von P. Peter B. Zierler, Kapuziner. 2. Heft, Predigten über die Erhabenheit des hlst. Sakramentes und der hl. Kommunion. Innsbruck, Druck und Verlag von Felizian Rauch 1925.

Es sind nicht geistreiche Reflexionen, erhabene Gedanken, wohltönende Tiraden, mit Sentenzen gespickte Erwägungen, die hier geboten werden. P. Zierler ist ein durchaus volkstümlicher Prediger, der echte Hausmannskost, kostbare Diamanten tief dogmatischen Gehaltes in schlichter Einfassung bietet. In 12 Predigten führt er uns das hlst. Altarssakrament unter verschiedenen und verschiedensten Gesichtspunkten vor: Christus zeigt im allerhlst. Sakrament seine Macht... seine Weisheit... seine Güte... seine Liebe... seine Treue ... seine Barmherzigkeit. Warum sich Christus im Sakramente verbirgt. Zwei Predigten handeln über Kommunion und Manna. Die zehnte und elfte zeigen die hl. Kommunion als großes Gnadengeschenk wegen des Spenders und wegen der Gabe, die letzte endlich trägt die Aufschrift: Die Vernachlässigung der hl. Kommunion ein großes Verderben.

Die reiche Verwertung der Hl. Schrift ist nicht einer der letzten Vorzüge der vorliegenden Predigten Dazu weiß der Verfasser nova et vetera dem Schatze seines Wissens zu entnehmen; auch der kundige Prediger wird hier manch neuen Gesichtspunkt, mehr denn einen neuen Gedanken oder Vergleich antreffen. Die den Predigten vorangestellten Dispositionen erleichtern das Erfassen, wie sie anderseits zeigen, daß P. Zierler nicht nach Willkür, sondern nach einem feststehenden Schema gearbeitet hat, vielleicht zu gewissenhaft. Bei aller Einfachheit entbehren diese Predigten doch nicht des oratorischen Schwunges, der den Zuhörer emporhebt und die Begeisterung für das hlst. Altarssakrament schafft.

Der Mann nach dem Herzen Jesu. Männerpredigten, herausgegeben von J. Hättenschwiller S. J. Zweite Auflage. Innsbruck. Druck und Verlag von Felizian Rauch.

Das Buch umfaßt eine Reihe von Vorträgen, die beim zweiten und dritten schweizerischen Herz-Jesu-Kongreß (1912 und 1916) gehalten wurden: Warum müssen besonders wir Männer das hlst. Herz Jesu verehren, Eröffnungspredigt von P. Dr. Beat. Reiser O. S. B. aus Einsiedeln; Der Mann und die Sühne, Predigt von Msgr. Prof. A. Meyenberg aus Luzern; Das Leben aus dem Glauben, Referat von P. J. Hättenschwiller; Die Verehrung des göttlichen Herzens Jesu und die Jugend, Referat von P. Joh. Rainer aus Innsbruck usw. usw.

Wie dieses kurze Inhaltsverzeichnis zeigt, handelt es sich um eine Auswahl von Vorträgen, die, ihrem wesentlichen Zweck gemäß, einzig auf das Seelenleben der Männerwelt eingestellt sind. Ritterliche Mannestugend, nicht subjektive Gemütsstimmung, hochstrebende Pflichttreue, nicht selbstsüchtige Frömmelei fordern sie vom Mann, der durch die Herz-Jesu-Andacht zum Gotteshaus, zur Kommunionbank und zur apostolischen Tätigkeit geführt werden soll. Der Name der Redner spricht genugsam für die Gediegenheit der hier gebotenen elf Vorträge.

Jesus und Wir im Spiegel des Kirchenjahres, von Dr. Alphons Schenz, Regensburg 1926, Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz.

„Die Individualität, welche das lebendige, verkündete Gotteswort erfordert," meint der Verfasser im Vorwort, „kommt bei gedruckten, ausführlichen Predigten nie auf ihre Rechnung. Es nimmt sich geradezu komisch aus, wenn ein rednerisch wenig begabter Prediger an den schwungvollen Redewendungen seiner gedruckten Vorlage sich fast die Zunge abbricht, und der Zuhörer das Gefühl nicht los wird, etwas Auswendiggelerntes, nicht im eigenen Kopf und Herzen Produziertes zu hören." Aus diesem Grunde will Dr. Alphons Schenz keine vollständigen Predigten bieten, sondern nur kleine Exhorten, „gleichsam nur das Gerippe für

längere, ausführlichere Predigten", um der Ausfüllung und Erweiterung durch eigene Geistesarbeit möglichst viel Spielraum zu lassen.

Unter diesem Gesichtspunkt sind denn auch die vorliegenden kurzen Ansprachen oder Betrachtungen im engen Anschluß an die Meßformulare der Sonn- und Festtagsmessen zu werten.

Wie die Aufschrift des Werkchens sagt, tritt uns an allen Sonntagen als Hauptgegenstand die geheiligte Person des Herrn entgegen, bald unter dem Titel: Des Heilands Führung, des Heilands Klage, des Heilands Sorge, bald unter der Aufschrift: Des Heilands Machtwort, des Heilands Gerechtigkeit, Hilfe o. ä. Und das ist das Wohltuende an diesen Ansprachen, daß sie uns immer wieder hineinführen in das Heiligtum der erhabenen Liebe und Fürsorge desjenigen, um dessen Liebe und Wirken sich das Kirchenjahr aufbaut, in dessen treuer Nachfolge unter Führung der Kirche unser eigenes Erlösungswerk sich vollenden soll. Das rechtfertigt auch den Titel, den die Schrift an der Stirne trägt: „Jesus und Wir im Spiegel des Kirchenjahres".

Der Gemeinschaftsgedanke im Vaterunser. Vorträge von Anton Worlitscheck, Stadtpfarrprediger in München. Herder u. Co., Verlagsbuchhandlung, Freiburg im Breisgau.

Aus früheren Veröffentlichungen ist die originelle tiefschürfende, hochmoderne Darstellungsweise des Verfassers bekannt. An und für sich liegt im Wesensinhalt des Vaterunser der Gemeinschaftsgedanke ausgeprägt, da der Urheber deselben uns nicht eine einzige Bitte, nicht einmal die Anrufung in der singulären Form aussprechen läßt. Diesen Gemeinschaftsgedanken, der heute wie kaum jemals aktuell erscheint, weiß Worlitscheck mit Geschick auszudeuten, auszuwerten, ihn mit den vielseitigen Gemeinschaftsfragen des modernen Menschen in Verbindung zu bringen, um ihn für das homiletische Gebiet fruchtbar zu machen. Eine prächtige Lektüre bieten diese acht Vorträge nicht minder für den gebildeten Laien, wie für den Theologen. Auch für Ansprachen vor einem gebildeten Auditorium bieten sie reiches Material. Predigten im strikten Wortsinn, wie sie ein hl. Chrysostomus, ein Massillon, Bourdaloue gehalten, wie sie die Theorie der geistlichen Beredsamkeit fordert, sind es nicht. Letzteres lag ohne Zweifel nicht in der Absicht des Verfassers. Daraus erklärt sich der durchgehends hohe und höchste Standpunkt, von dem aus die einzelnen Bitten besprochen werden, sowie das geringe Ausmaß von Pathos, das die Vorträge aufweisen. Die sprachliche Darstellung wird vielleicht mancher an mehr denn einer Stelle als gekünstelt oder gar bombastisch empfinden. So wenn es S. 13 heißt: „Darum ist der Zweck des Menschenlebens: die allseitige und allzeitige Gottgerichtetheit, Gottbezogenheit, Gottbestimmtheit, ein homo Dei, ein Gottmensch zu sein. Darum muß Gott das Licht-, Liebes-, Lebens-, Aktionszentrum des Menschendaseins sein, die Zentralsonne, die hell und heiß alle Zweige und Blätter unseres Lebensbaumes durchglutet, die Dominante im Spiel der Menschenkräfte und -strebungen, die Melodie unseres Lebenslaufes."

Oder S. 77: „Zumeist finden die Triebe auch noch eine erwünschte Kupplerin und Zuhälterin in der Circe-Phantasie, in deren Atelier sie mit blendenden Lichtern, gleißenden Reizen, täuschenden Masken und Schminken ausgestattet werden, wodurch ihre Glut bis zur Siedehitze gesteigert wird."

Brennender Dornbusch, Vorträge zur Lebensgestaltung im Geiste des Evangeliums, von Dr. theol. Robert Linhardt, Stiftsprediger und Ehrenkanonikus bei St. Kajetan in München. Erster Band: Weihnachts- und Osterkreis. Freiburg im Breisgau, Herder u. Co. 1926.

Durch die „Feurige Wolke" ist der Verfasser in der literarischen Welt bekannt. Gleich diesem Werke sollen die vorliegenden Vorträge mit dem Zwecke neuer Lebensgestaltung nicht nur Predigtbuch sein, sondern auch Betrachtungs- und Er-

bauungsbuch für Menschen heutiger Geistigkeit. Letzteres in höherem Ausmaß als ersteres; denn Homilien oder thematische Predigten im strikten Wortsinn wollte der Verfasser nicht bieten, wohl aber erbauende Lesungen und Betrachtungen für jeden Sonntag des Weihnachts- und Osterkreises im Anschluß an die okkurrierende Schriftlesung. Und geistreiche, spannende, wuchtige, Geist und Gemüt erfassende Lesungen sind es, die uns der Brennende Dornbusch vorführt, nicht nur für den Theologen, sondern auch für den gebildeten Laien.

Wenn auch die Wahrheiten an sich alt sind, das Kleid, in welchem sie hier erscheinen, ist neu, und nicht nur neu, sondern auch modern. Da ist keine dunkle Schilderung, kein Tasten im Dunkeln; in reichster Erkenntnis der modernen Zeitverhältnisse greift Linhardt ins Leben der Großstadt hinein und schildert es in seinen Schwächen und Abirrungen, in seinen Nöten und Wehen, verfolgt es bis in seine tiefen Abgründe, um schonungslos dessen Wunden und die geeigneten Heilmittel aufzudecken. Das zeigt sich namentlich im Fastenzyklus über das christliche Eheideal im Lichte der Fastenevangelien mit seinen fünf Predigten: In der Schule der Wüste, Unter leuchtenden Wolken, Das Gesetz der Zweieinheit, Das Wunder der Ehe, Die Passion der Ehe.

Angenehm berührt es, daß behufs besserer Übersicht bei den einzelnen Betrachtungen die Leitgedanken im Druck hervorgehoben sind.

Luxemburg. G. Kieffer.

Der homiletische Kurs in München vom 10. bis 12. Oktober 1927. Vorträge und Verhandlungen. Im Auftrage der Kursleitung herausgegeben von Dr. Joh. B. Schauer, Domkapitular in München. 8°. 194 S. Verlag Josef Kösel & Friedrich Pustet, München 1927. Preis kart. 5.00 Mark.

Kursberichte finden vielfach nur Beachtung in den Kreisen derer, die an der Veranstaltung persönlich teilgenommen haben. Es wäre jedoch sehr zu bedauern, wenn dieses Schicksal dem Bericht über den homiletischen Kurs in München widerführe. Der Kurs war eine Sache großen Stils! Das Kursprogramm schon zeugte von äußerst sorgfältiger Vorbereitung und von dem Willen, Richtlinien für die Predigt der Gegenwart zu suchen und zu finden. Sechs Fachleute, an ihrer Spitze zwei auf homiletischem Gebiete führende Männer, Kardinal Faulhaber und Universitäts-Professor Dr. Donders, hatten es übernommen, gemeinsam mit der stattlichen Hörerschar (775) in dieser Richtung zu arbeiten. Kardinal Faulhaber sprach über das Thema: Predigt und Heilige Schrift. Er gab zunächst eine kurze homiletische Hermeneutik zu den einzelnen Büchern des Alten Testamentes und zu den ersten Büchern des Neuen Testamentes. Seine meisterhaften Darlegungen, vor allem bezüglich des Alten Testamentes, sind hervorragend geeignet, dem Seelsorger zu helfen, den heiligen Bund zwischen dem Gotteswort der Heiligen Schriften (auch des Alten Testamentes) und dem Gotteswort auf unsern Kanzeln aus der Welt des Wunsches und der Forderung in die Welt der Wirklichkeit zu überführen. Eine überreiche Fülle von Anregungen ist hier ausgestreut. Prof. Donders sprach über das Thema: Zeitgemäße Predigt, das er in folgende drei Vorträge auflöste: Predigt und Volksseele, Predigt und Volksbildung, Predigt und Volkserziehung. Seine gedankentiefen und formschönen Darlegungen verdienen es, gründlich durchbetrachtet und besprochen zu werden. Hier spricht ein Mann, der die geistige Physiognomie unserer Zeit bestens kennt und vortreffliche Ratschläge spendet, wie die Predigt als Mittel zeitgemäßer Volksbildung und Volkserziehung zu gestalten sei. — Über die Predigtenzyklika Papst Benedikts XV. Humani generis vom 15. Juni 1917, „der in der Praxis nicht die Beachtung geschenkt wurde, die sie bei ihrer grundsätzlichen Bedeutung verdient hätte", referierte in instruktiver Weise Subregens Dr. Vierbach. „Die Enzyklika will Prediger und Predigt der Neuzeit wieder ganz auf den Boden des Übernatürlichen gestellt wissen." Sehr anregend waren die beiden

Vorträge von Domkapitular Dr. Schauer (München). Der eine befaßte sich mit dem Thema: Predigt und Katechismus, und redet, was man nur begrüßen kann, den katechetischen Cycluspredigten kräftig das Wort. Der zweite Vortrag desselben Referenten galt dem Thema: Predigt und Liturgie. Referent geht von der Feststellung aus, daß die Reichtümer der Liturgie unserem katholischen Volke noch immer nicht genug erschlossen werden und zeigt, wie die sittlichen Heilkräfte und gnadenspendenden Einflüsse im katholischen Kirchenjahr und im Gebrauch der Sakramente und Sakramentalien in den Dienst der Seelen gestellt werden können. Ein sehr beachtlicher Versuch! Pfarrer Landgraf (München) äußert in seinen beiden Vorträgen über „Die Vorbereitung der Predigt" und „Der Vortrag der Predigt" ausgeglichene Anschauungen, denen man durchaus beipflichten kann. Rupert Angermeier behandelte ein Thema, dem man bisheran wenig Aufmerksamkeit geschenkt hat: Phonetische Schulung des Predigers. Seine überaus interessanten Ausführungen wollen Anregung und Besinnung wecken. In diesem Zusammenhang sei erwähnt, daß Kardinal Faulhaber in der Dekanatssitzung 1926 für die Heranbildung der Prediger ausdrücklich phonetische Technik verlangt. Den Beschluß des vom Verlage geschmackvoll ausgestatteten Berichtsbandes bilden die freie Aussprache, eine Predigt von Kardinal Faulhaber über den Stammbaum Jesu Christi (Matthäus 1, 1—16) und eine Predigtskizze von Professor Donders über das Thema: Was ist uns das heiligste Altarsakrament im Werktag unseres Lebens? Im sorgenvollen Drang und der Unruhe unserer Zeit? Das Studium des Kursberichtes wird jedem reichen Ertrag bringen.

Predigten auf alle Sonntage des Kirchenjahres. Von Claude Joli, Bischof von Agen. Deutsch bearbeitet von Prof. Dr. J. B. D i s t e l d o r f, Domkapitular zu Trier. Erster Teil: Weihnachts- und Osterfestkreis. 8°. 247 S. Verlag von N. Disteldorf, Trier 1928. Preis gebd. 3.90 Mark.

Auf dem homiletischen Kurs in München (1927) sprach Prof. Dr. Donders den Wunsch aus, „die theologischen Zeitschriften möchten im Interesse des Klerus etwas kritischer sein in Bezug auf die Besprechung der Homilitek-Literatur. So mancher kauft sich auf Grund einer solchen Besprechung ein Buch, das er hernach nicht gebrauchen kann. Darum in der Besprechung etwas mehr Kritik!" — Ich habe das vorliegende Predigtbuch gerade unter dem Gesichtspunkt der Brauchbarkeit scharf geprüft; ich muß gestehen, daß ich in den letzten Jahren auf wenig Predigtwerke gestoßen bin, die mir empfehlenswerter vorgekommen wären. Die Predigten des ehemaligen Pfarrers von St. Nicolas des Champs und späteren Bischofs von Agen empfehlen sich durch saubere und klare Disposition, durch Zielstrebigkeit, durch einfache und edle Sprache, durch kommunikativen Ton; der Prediger ist in ständigem Kontakt mit seinen Zuhörern und versteht es ausgezeichnet, ihren Willen zur Tat zu entflammen. Bezüglich des Inhaltes sei kurz vermerkt: solide theologische Doktrin, reichhaltige und zutreffende Verwendung der Hl. Schrift! Wer die Predigten durchstudiert, begreift, daß der hl. Vinzenz von Paul, der nicht wollte, daß seine jüngeren Mitbrüder auswärtige Prediger hörten, eine Ausnahme machte bezüglich des Pfarrers Joli von St. Nicolas des Champs. Dem deutschen Bearbeiter gebührt aufrichtiger und herzlicher Dank dafür, daß er die Predigten Jolis in schönem deutschen Sprachgewande uns geschenkt hat; möge er bald den zweiten Teil seiner Arbeit uns vorlegen können!

T r i e r. W e i l e r.

FUNDAMENTALTHEOLOGIE, RELIGIONS- UND MISSIONSWISSENSCHAFT.

Rundschreiben über die F ö r d e r u n g d e r w a h r e n E i n h e i t der Religion (Mortalium animos) vom 6. Januar 1928. Autorisierte Ausgabe, lateinischer und deutscher Text. 31 S. gr. 8°. Freiburg 1928.

Rundschreiben Papst Pius XI. Ueber die Förderung der wahren Einheit im Glauben. Uebersetzt und erläutert von Professor Dr. von Meurers (Trier). (Trierer Ausgaben der Päpstlichen Rundschreiben, Heft 6.) 30 S.

Es erübrigt sich, an dieser Stelle etwas über die Bedeutung und den Inhalt der Enzyklika selbst zu sagen. Denn es ist ja selbstverständlich, daß jeder Priester und Seelsorger die Entscheidungen des Hl. Vaters kennen muß. Es sei nur hingewiesen auf die bekannten Uebersetzungen: die autorisierte Ausgabe von Herder, lateinischer und deutscher Text, und die Trierer Ausgabe, die durch die Textgestaltung und die Erläuterungen sich sehr gut zur praktischen Verwertung empfiehlt.

De inspiratione S. Scripturae. Altera editio retractata. Auctore Aemil. Dorsch S. J., s. theologiae in universitate oenipantana professore. Oeniponte 1927. p. X. et 450. 8.00 Mark.

Die Inspiration der Hl. Schrift, besonders die sich daraus ergebende absolute Irrtumslosigkeit ist in den letzten Jahrzehnten der Gegenstand reger Diskussion gewesen. Die Entscheidungen des päpstlichen Stuhles, besonders Leo XIII. mit seiner Enzyklika Providentissimus und Benedikt XV. mit Spiritus Paraclitus haben klare Richtlinien aufgestellt. Im engen Anschluß an die Tradition der Kirche gibt uns D. in seiner zweiten Auflage unter starker Anlehnung an P. Pesch und P. van Laack, wie er im Vorwort selbst sagt und die zahlreichen Zitate im Text zeigen, eine klare, ausführliche Zusammenstellung über Existenz, Wesen, Ausdehnung und Folgerungen der Inspiration. Das Kapitel über Irrtumslosigkeit hätte, glaube ich, noch gewonnen durch stärkere Betonung der Enzyklika Spiritus Paraclitus. Das Buch eignet sich sehr gut zum Studium.

Die Religionen der Menschheit. Einführung in Wesen und Geschichte der außerchristlichen Gottesvorstellungen nebst einem religionsgeschichtlichen Lesebuch von Anton Anwander, mit einer Religionskarte in 11 Farben und 29 Bildern auf 16 Tafeln, gr. 8°. (XX und 568 S.) 1927. 16.00 Mk., gebd. in Leinwand 18.00 Mk.

Fast zögernd greift man zu Anwanders Buch in der Besorgnis, ein Mann könnte es kaum wagen, die gestellte Aufgabe befriedigend zu lösen. Der Fachmann wird nach der Durcharbeit angenehm enttäuscht sein und bestätigen, daß eine große Lücke in der katholischen Literatur ausgefüllt ist und eine bedeutende Leistung vorliegt. Verfasser verfolgt den Zweck, den Katholiken eine gute Einführung in das geschichtliche Verständnis der Religion aller Völker zu bieten. Er betrachtet die Gesamt-Religionsgeschichte „vom Standpunkt des katholischen Christentums". „Die Beziehungen der einzelnen Religionen zum Christentum, auch die Folgerungen, die sich aus bestimmten Tatsachen der Religionsgeschichte für das Christentum ergeben, sind angedeutet, aber auch nur angedeutet ... Mein Buch ist in erster Linie rein geschichtlich eingestellt."

Es ist natürlich nicht möglich, in Form einer Besprechung den reichen Inhalt näher anzugeben; ein Verzeichnis der behandelten Fragen sei hinzugefügt. Einleitung. Erster Teil: Vorbereitung. Fragen, die nicht schweigen wollen. I. Was ist Religion? II. Woraus hat sich die Religion entwickelt? III. Gibt es Menschen ohne Religion? Zweiter Teil: Religionsgeschichte. Übersicht, Einteilung, Zusammenhänge. Erster Abschnitt: Naturreligionen. Erstes Kapitel. Die Formensprache und Ideenwelt primitiver Religionen. Zweites Kapitel. Unbekannte Menschen. Drittes Kapitel. Der dunkle Erdteil. Viertes Kapitel. Die westliche Halbkugel. Fünftes Kapitel. Die große Inselflur. Sechstes Kapitel. Die Wiege des Menschengeschlechtes. Siebtes Kapitel. Das alte Europa. — Die Kelten. Achtes Kapitel. Das alte Europa. — Die Slaven. Neuntes Kapitel. Das alte Europa. — Die Germanen. Zehntes Kapitel. Naturreligion unter der Decke. Zweiter Abschnitt: Kulturreligionen. Erstes Kapitel. Die amerikanischen Hochkulturländer. Zweites Kapitel. Ostasien. — China. Drittes Kapitel. Japan. Viertes Kapitel. Die Wunderwelt Indien. Fünftes Kapitel. Die Weltreligion des Buddhismus. Sechstes

Kapitel. Die Weltreligion des Islam. Siebtes Kapitel. Persien und sein Prophet. Achtes Kapitel. Ägypten. Neuntes Kapitel. Das Zweiströmeland. Zehntes Kapitel. Das übrige Vorderasien. Elftes Kapitel. Hellas. Zwölftes Kapitel. Rom. Dreizehntes Kapitel. Die Fülle der Zeit. Vierzehntes Kapitel. Schicksale des Judentums. Dritter Abschnitt: Die übernatürliche Religion. Die Gnade im Verhältnis zu Natur und Geschichte. Das Königtum Christi. Dritter Teil: Lesebuch. Literaturführer. Register. Bildverzeichnis. — Eine Karte in 11 Farben zeigt die jetzige Verteilung der hauptsächlichsten Religionen der Erde, die allerdings zum Teil ein falsches Bild gibt. Es ist jedenfalls nicht richtig, wenn man in Indien, China und vor allem in Mittelafrika keine Katholiken einzeichnet. Hoffentlich findet das Buch recht viele Leser. Es wird bestimmt dazu beitragen, die Bedeutung der Religions- und Missionswissenschaft zu zeigen.

Die Religionen in der Umwelt des Urchristentums von Johannes Leipoldt. XXII S. und 193 Bilder auf 50 Tafeln. Leipzig 1926. Preis 12.80 Mark. 9.—11. Lieferung vom Bilderatlas zur Religionsgeschichte herausgegeben von D. Hans Haas, Professor der Religionsgeschichte an der Universität Leipzig.

Der Bilderatlas zur Religionsgeschichte ist schon mehrere Male in dieser Zeitschrift rühmend erwähnt worden. Vorliegendes Heft beschäftigt sich im wesentlichen mit den Religionen und Mischreligionen Ägyptens, Syriens, Kleinasiens in hellenistisch-römischer Zeit. Es sind auch die wichtigsten Denkmäler der backchischen, orphischen und eleusischen Mysterien geboten, während im allgemeinen die Religionen der Griechen, Etrusker, Römer, Juden sowie die Mithrasverehrung nicht berücksichtigt sind, die in gesonderten Heften behandelt werden. Der Text gibt eine geschichtliche Einführung in die zahlreichen, teilweise neuen Abbildungen.

Im Stromtal des Brahmaputra. Von P. Dr. C. Becker S. D. S., ehem. Apostol. Präfekten von Assam. Zweite Auflage, Aachen 1927. XX u. 584 Seiten. Geb. 11 Mk. (Bücher der Weltmission 7. Bd. Herausgegeben von der Zentrale des Franziskus-Xaverius-Missionsvereins in Aachen.)

Assam bietet für die Völkerkunde, Sprachforschung und Religionsgeschichte so viel Interessantes und Unerforschtes, daß man sich freuen kann, daß der ehemalige Präfekt von Assam, Dr. Becker, jetzt Leiter des missionsärztlichen Instituts in Würzburg, uns mit seinem Werke wirklich eine Fundgrube von vielfach noch ungehobenen Schätzen auf den obengenannten Gebieten geschaffen hat. Die Bedeutung des von den Indern als heiligen Fluß verehrten Brahmaputra wird zuerst gebührend erwähnt, eine Geschichte Assams gegeben und die Religion und die religiösen Verirrungen der Bewohner uns gezeigt. Im zweiten Teil lernen wir die kathol. Missionstätigkeit bis zum Jahre 1890 kennen und im letzten die Missionstätigkeit der Deutschen aus der Gesellschaft des göttlichen Heilandes. Diese beiden Teile zeigen uns die Schwierigkeiten und das Opferleben der Missionare, aber auch die Erfolge, die ein mühsames, jahrzehntelanges Arbeiten schließlich bringt. Geradezu erstaunlich ist es, was bei den gegebenen Verhältnissen die Deutschen dort unter der Leitung von Dr. Becker geschaffen haben. Mit um so größerem Schmerz liest man deshalb das Kapitel über das traurige Ende der deutschen Mission, das wieder so recht das schreiende Unrecht zeigt, das die Siegerstaaten den deutschen Missionaren und der katholischen Kirche zugefügt haben. In der neuen Auflage sind drei große Karten hinzugekommen, die 172 Bilder sind schärfer, die Ausstattung, vor allem der Einband, sind geschmackvoll.

Die Missionsfreiheit nach den Bestimmungen des geltenden Völkerrechts. Von Dr. Theodor Grentrup S. V. D. 112 Seiten. gr. 8°. Walter de Gruyter & Co., Berlin und Leipzig 1928. (Beiträge zum ausländischen öffentlichen Recht und Völkerrecht. Herausgegeben vom Institut für ausländisches öffentliches Recht und

Völkerrecht in Berlin in Gemeinschaft mit Friedr. Glum, Ludwig Kaas, Rudolf Smend, Heinrich Triepel und Viktor Bruns. Heft 5.)

Prof. Dr. Ludwig Kaas betont im Vorwort, daß bisher ein Gebiet nicht die verdiente Aufmerksamkeit fand: „die wissenschaftliche Erforschung der kirchen- und religionspolitischen Bestimmungen des ausländischen Staatsrechts wie auch des Völkerrechts". Durch die territorialen Verschiebungen infolge des Weltkrieges, vor allem auf kolonialem Gebiet, wird sich eine völkerrechtliche Regelung kirchen- und religionspolitischer Fragen wohl als notwendig erweisen. Gerade Deutschland, das in seinen außenpolitischen Interessen und Rechten sehr stark geschädigt wurde, muß besonders dieser Frage seine Aufmerksamkeit schenken. Schon darum ist es zu begrüßen, daß Grentrup, der auf dem Gebiete des Missionsrechtes durch sein „Ius missionarium" (Steyl 1925) bekannt ist, alle Bestimmungen des geltenden Völkerrechts auf diesem Gebiet kurz und klar zusammenstellt. Wissenschaftlich und politisch bietet das Buch Neues und Interessantes. Nach allgemeinen, mehr grundsätzlichen Einleitungsfragen (z. B.: Wie stellt sich die religionspolitische Materie zum völkerrechtlichen Material?, Ist die Einbeziehung der Religion in die Sphäre des Völkerrechts vom kirchlichen Standpunkt aus wünschenswert?, Die Stellungnahme der päpstlichen Diplomatie hierzu) behandelt der Verfasser die einzelnen Länder in Europa, Asien, Afrika, Australien und Amerika und führt zum Schluß den so wichtigen Versailler Vertrag in den betreffenden Punkten an. Der ganzen Abhandlung gibt er ein „missionarisches Relief", wodurch die Schrift an praktischer Bedeutung gewinnt.

Auslanddeutschtum und Katholizismus. Von Universitätsprofessor Dr. Georg Schreiber, M. d. R. 35 Seiten. Preis 0,90 Mk. Münster 1927. (Aschendorffs zeitgemäße Schriften 18.)

Die Rede des Verfassers auf dem Dortmunder Katholikentag, die sehr viel Aufmerksamkeit fand, ist, um einige Zusätze vermehrt, gesondert erschienen. Hierbei ist vor allem die grundsätzliche Seite und gerade die religiös-seelsorgliche Bedeutung der Frage herausgearbeitet. Es wäre zu begrüßen, wenn unsere Gebildeten, auch die Priester, durch diese kleine, aber klare Schrift sich darüber orientierten.

1. **Priester und Mission.** Jahrbuch der Unio cleri pro missionibus in den Ländern deutscher Zunge 1927. Elfter Jahrgang. Herausgegeben von Generalsekretär van der Velden. 146 Seiten. gr. 8°. Aachener Missionsdruckerei.
2. **Katholische missionsärztliche Fürsorge.** Jahrbuch 1927 des katholischen Vereins für missionsärztliche Fürsorge und des missionsärztlichen Instituts. 4. Jahrgang. Herausgegeben von Dr. C. Becker S. D. S., Direktor des missionsärztlichen Instituts zu Würzburg. Aachener Missionsdruckerei.

Die Pflege des Missionsgedankens gehört, wie der Heilige Vater es wieder in seiner Missionsenzyklika hervorhebt, zum Aufgabenkreis des Priesters. Darum muß er sich auch immer über die wichtigen Fragen auf diesem Gebiet orientieren. Das Jahrbuch verfolgt gerade diesen Zweck. Das letzte reichhaltige Heft berichtet über sehr aktuelle Fragen, theoretische und praktische. Hoffentlich ergeht es ihm nicht wie so manchen Jahresberichten, daß sie unter die Bücher eingereiht werden, ohne daß man einen Blick hineinwirft. Es verdient die genaue Durcharbeit.

Der missionsärztliche Gedanke, der bisher so stiefmütterlich behandelt wurde, regt sich in fast allen Ländern. Das missionsärztliche Institut in Würzburg, das seit 1923 beteht, sucht in Deutschland für diesen Zweck zu arbeiten und gibt einen Jahresbericht heraus, der weite Beachtung verdient, auch vom Seelsorger.

Die Heidenmission auf den deutschen Katholikentagen. Handbuch praktischer Missionsgedanken von P. Herm. Wesche S. V. D. 245 Seiten. 8°. Preis 4,00 Mark. Saarbrücken 1928.

Verfasser will eine „Sammlung gediegensten Materials bieten aus den Missionsversammlungen aller Katholikentage in systematischer Übersicht". Er behan-

delt die chronologische Entwcklung des Missionsgedankens auf den Katholikentagen und vor allem das Missionswerk im Heilsplane Gottes — im Heidenlande — und in der Heimat. Es läßt sich nicht leugnen, daß durch eine solche Systematisierung manches von dem Eindruck einer Rede verloren geht; andererseits ist aber auch zu beachten: dadurch wird wirklich das Beste, was von den Führern des katholischen Lebens über Missionen gesagt worden ist, geboten und übersichtlich geordnet, und wird so „eine Fundgrube wahrer, echter, tiefer und begeisternder Missionsgedanken in schöner und beredter Form" (P. Grendel). Es wäre erfreulich, wenn die Prediger, Religionslehrer, Redner und Schriftsteller auf dem Gebiet des Missionswesens reichlich daraus schöpften.

Trier. Johann Lenz.

ASZETIK.

Eine Handvoll Sonne von Joseph Lucas, Pallottiner, Limburg (Lahn), Pallottiner-Verlag 1927. 8°. 368 Seiten. 5,00 Mark.

Ein „dickes" Buch, und das soll nur eine „Handvoll" bieten! Nein, da wird die edle Bescheidenheit doch zu weit getrieben. Und der Verfasser selbst zählt im Geleitwort ein ganzes halbes Dutzend sonnenbedürftiger Menschen auf, für die er sein Buch geschrieben hat. Dafür genügt eine „Handvoll" wohl sicher nicht, da muß schon die volle helle Sonne glänzen, damit jeder der Darbenden für sich eine gute Handvoll erhaschen könne. So hat es wohl auch der Schreiber gemeint und daher die erfreuende Sonne in vielen Strahlen leuchten lassen: für die „in Verbitterung und Not" Dahinlebenden, für „hochstrebende Menschen, die bei all ihren Pflichten keine Zeit zum Lesen haben", für „die Mutlosen und Verzagten", für die allzu Ängstlichen und Schüchternen, für die armen Kranken und Gefangenen, für die Schwankenden und Unentschlossenen — „für alle diese habe ich mein Buch geschrieben", verkündet der Schreiber im Bewußtsein des Reichtums seines sonnigen Herzens; und was er versprochen, das hat er auch geleistet. Unter einem dreifachen Stichwort: „Mein Gott", „Mein Bruder", „Mein Ich" ordnet er seine Schilderungen, Erzählungen und Gedankenentwicklungen in einer immer neuen und stets geistreichen Form ein, so daß sich das Trostwort, die Handvoll Sonne, am Schlusse wie von selbst ergibt. Solch ein Buch darf nicht rasch und stürmisch verschlungen werden nach Art seichter Romanlesung, man muß es sozusagen tropfenweise genießen wie eine herzstärkende Arznei, dann wirkt es Wunder.

Seraphisches Leben, herausgegeben von der Provinzleitung des III. Ordens (Düsseldorf). 1. Das Geheimnis einer heiligen Ehe, Selbstbekenntnisse des Küsters Hubert Schmitz in Morenhoven, von Dr. Paul Heusgen, Bibliothekar am Priesterseminar in Köln. Zweite vermehrte Auflage. 16°. 67 Seiten. 1,00 Mark, mit Titelbild.

„Gute Bücher sind gute Freunde." An einem guten Freund lobt man nicht an letzter Stelle seiner Tugenden die Bescheidenheit. Aber gerade diese Eigenschaft findet man nicht so häufig in der Schriftstellerwelt. Kein Schriftsteller hat dieses Heftchen verfaßt, ein einfacher Landmann hat seine Lebenserinnerungen zu Papier gebracht, und dieses edle Lebensbild hat der Herausgeber „fast ganz unverkürzt in die Welt hinausgehen lassen"; es liegt hier schon in zweiter Auflage vor. Die erbauliche Entwicklungsgeschichte einer jungfräulichen Ehe zweier einfacher Menschenkinder wird schlicht und treuherzig erzählt, und das gerade ist es, was ergreift und zur Bewunderung hinreißt.

Charles-Henri de la Bouillerie, Elève au Séminaire français de Rome 1902—1918, un apôtre de 15 ans, par R. P. Emile Herbinère, C. S. Sp., Directeur au Séminaire français. — P. Téqui (Paris) 1928. 16° 80 p.

Ein Apostel von 15 Jahren! Das klingt so sonderbar und ist doch wahr, freilich in einem höheren als gewöhnlichen Sinne: „die Selbstaufopferung seines Lebens

zur Rettung der Seelen und zur Hilfe der Missionäre." Das Gelübde hatte der 9jährige während einer schweren Krankheit gleich nach seiner ersten hl. Kommunion mit Gutheißung seiner sehr frommen Mutter Gott dargebracht, und es war angenommen worden, wie der Erfolg bewies; denn von jetzt an war sein Leben nur mit Krankheit und Leiden erfüllt, die er mit standhafter Geduld ertrug. Sein einziger Wunsch stand nach dem Priestertum. Deshalb machte er eine Wallfahrt nach Lourdes, um die dazu nötige Gesundheit zu erlangen. Doch hörte er eine innere Stimme, die ihm Gebet und Leiden als Mittel zur Betätigung des Seeleneifers anempfahl. Schließlich besserte sich sein Gesundheitszustand noch so weit, daß er in das französische Seminar zu Rom eintreten konnte. Selig vor heiliger Freude schrieb er seiner Mutter: „Gestern morgen habe ich endgültig das schreckliche Laienkleid ausgezogen, um die Livree Gottes anzuziehen." Sein kurzer Aufenthalt im Seminar war bei allen Übungen vorbildlich. Das Verlangen, in den Dominikaner-Orden einzutreten — in den dritten Orden des hl. Franziskus war er schon vorher aufgenommen — mußte bloßer Wunsch bleiben; die tückische Krankheit tritt mit erneuter Heftigkeit auf, so daß er zur Wiedergenesung in die Heimat zurückzukehren gezwungen war, wo er bald wie ein Heiliger starb, seinem Gelübde bis zuletzt treu: Selbstaufopferung, um Seelen zu retten und den Missionären zu helfen.

Margaret Sinclair, ein Vorbild für die Arbeiterjugend, von Th. J. Agius S. J., aus dem Englischen verdeutscht von P. Justinian Wildlöcher O. M. Cap. Otto Schloz (Stuttgart) 1927. 16° 74 S. mit Titelbild.

„Von diesen Blättern haben sich bereits Tausende und Tausende begeistern lassen; und schon gar vielen Menschen ist aus der Liebe und der Verehrung der schlichten Arbeiterin neues Leben und heilige Gnade geworden... Dieser Tage wird das Büchlein in fünf europäischen Sprachen erscheinen . . . in der englischsprechenden Welt hat es einen ganz ungeahnten Erfolg erlebt. Mit einer solchen Liebe und Begeisterung wurde dieses Lebensbild aufgenommen, daß sich im schottischen Volk bereits eine Bewegung für die Seligsprechung der Arbeiterin ausgelöst hat, an deren Spitze bedeutende Theologen des Landes stehen." Mit diesen anerkennenden Vorbemerkungen zu dem Büchlein könnte man seine Besprechung bereits mit dem Wunsche der Übersetzung schließen: „Mögen viele Menschen, besonders die Arbeiterjugend, in der Nachfolge dieses tapferen Lebens den Weg Christi gehen und in diesem Büchlein opfermütige Treue zu unserem heiligen Glauben schöpfen!" Doch damit würde man diesem reizenden Lebensbild nicht gerecht; wenigstens ein kurzes Wort über Inhalt und Form muß beigefügt werden. Die äußere Form bleibt in ihrer „anspruchslosen Schlichtheit" wohl ziemlich einzigartig: vorübergehende Unterredungen mit dem geistlichen Berater und einige Äußerungen aus Briefen mit den treuen Urteilen von Augenzeugen bilden die Mosaiksteinchen, aus denen das Bild zusammengefügt wird, und der besondere Vorzug dieses Kunstwerkes beruht in seiner alles verklärenden selbstverständlichen Natürlichkeit — die Unschuldseinfalt einer reinen Kinderseele.

Briefe des heiligen Aloysius Gonzaga, übersetzt von Maria Gräfin Mamming, erläutert und herausgegeben von Engelbert Maaß S. J. — Felizian Rauch (Innsbruck) 1927. 16° V u. 111 S. mit Titelbild und eingefügten Handzeichnungen. (Sendbotenbroschüren-Serie I, Nr. 29.)

Noch als eine wertvolle „Nachlese zum Aloysiusjubiläum" können diese Briefe gelten und zugleich, äußerlich wenigstens, als Anregung zu einer in nächster Zeit erscheinenden umfassenden deutschen Ausgabe aller Briefe und geistlichen Schriften des Heiligen, die Jos. Leufkens in ständiger Zusammenarbeit mit P. Enrico Rosa S. J. herausgegeben wird. Diese neue Veröffentlichung wird auch einen erst nach der Sammlung des P. Rosa aufgefundenen Brief des Heiligen aus Madrid enthalten und ebenso den endgültigen Text mancher Briefe durch genaue Vergleichung mit der Urschrift mitteilen. Wohl haben diese Briefe literarischen Wert in sich, doch

liegt ihre eigentliche Bedeutung in dem Nutzen, den sie dem künftigen baldigen Lebensschilderer des hl. Jugendpatrons bringen werden. Und so steht ein, wenn nicht gerade völlig neues, so doch vielfach schönes Lebensbild des jugendlichen Fürstensohnes in nicht zu ferner Aussicht Da wird dann in dem Vorwort bei der Quellenübersicht auch P. Maaß in dem richtigen Zusammenhang gewürdigt werden. Daß eine neue und quellenhaft sorgfältige Darstellung des Werdeganges eines für die heute so gefährdete Jugend höchst bedeutungsvollen Vorbildes geradezu notwendig erscheint, beweisen die vielfach überkritischen Bemerkungen, selbst aus nicht gerade übelgesinnten Kreisen, über das Leben des engelgleichen Jünglings Aloysius. Die klar dargestellte Wahrheit verscheucht doch immer bei ehrlichen Menschen alle, auch die dichtesten Nebel der meist mißverstandenen Vorurteile. Das hat schon P. A. Koch S. J. in der „Zeitschrift für Aszese u. Mystik" (III, S. 42 ff.) mit großen Strichen angedeutet.

Betkaspar, von P. Athanasius Bierbaum, Franziskaner. Franziskus-Druckerei (Werl i. W.) 1927. 16° 35 S. mit einem Titel- und Einschaltbild. 0,40 M.

Auf dem beigeschlossenen sog. Waschzettel steht am Schluß der Vermerk: „Wer das Buch kauft, unterstützt eine arme Diasporakirche, für die der Reinertrag bestimmt ist", und es macht beinahe den Eindruck, als ob bei Abfassung des Schriftchens der bekannte sog. „Jesuitengrundsatz", daß der Zweck die Mittel heilige, maßgebend gewesen sei. Der im Sauerland so benamste „Betkaspar" ruht jetzt schon über 16 Jahre auf dem Werler Friedhofe unter einem schlichten Kreuz mit der Inschrift: „Hier ruht Kaspar Schwarze, genannt der Betkaspar, geb. am 13. Juni 1830, gest. am 13. Mai 1911. Bete für mich und für Dich." In anschaulicher Sprache wird auf den wenigen Blättern erzählt, wie der Kaspar 40 Jahre hindurch die Paderborner Diözese durchwanderte, um überall die Ewige Anbetung mitzufeiern, und so seinen ehrenden Beinamen erhielt. Als Vorbild für die Verehrung des hl. Sakramentes soll sein Andenken erhalten bleiben.

Bruder Jordan Mai, Franziskaner, ein Leben in Gott. Franziskus-Druckerei (Werl i. W.) 1927. 16° 37 S. mit einem Titel- und Einschaltbild.

Die entferntere Vorbereitungsarbeit zu einem Seligsprechungsprozeß könnte man wohl das klar und wahr geschriebene Heftchen nennen. Auf dem Dortmunder Ostenfriedhof ruht unter einem einfachen Holzkreuz „Br. Jordan Mai, nach einem Leben in Gott heiligmäßig gestorben am 20. Febr. 1922", wie die Inschrift besagt. Das fromme Büchlein soll nur eine in Vorbereitung befindliche umfangreichere Lebensbeschreibung ankündigen, und dafür weckt es auch die Erwartung.

Der Kreuzweg des Kranken, Trostgedanken aus Christi-Passion, von Otto Hophan O. Cap., mit einem Titelbild. Herder (Freiburg) 1927. 8° VIII u. 340 S. 4 (5,20) Mark.

Zu den zahlreichen Kreuzwegbüchlein erscheinen immer noch neue, den verschiedenen Altersstufen und Ständen angepaßt. Aber ein ziemlich umfangreiches Kreuzweg-Buch mutet auf den ersten Blick doch etwas eigenartig an. Der erste Satz des Vorwortes klärt das scheinbare Befremden vollständig auf: „Dieses Buch ist für Kranke von einem Kranken geschrieben worden." Während einer bald zehnjährigen Krankheit und Kränklichkeit habe er die Erfahrungen an der eigenen Seele und vielerlei Beobachtungen an anderen Kranken „in die vierzehn heiligen Rahmen der Kreuzwegstationen gefügt". Das Werk wurde dabei nicht bloß ein tief empfundenes Trostbuch, sondern es hat auch einen gewissen künstlerischen Wert. Den letzteren kann wohl ein Gesunder ebenso gut verstehen, während das Mitfühlen mit der jedesmaligen Kreuzwegstation in der geschilderten Weise nur dem Kranken vollständig nachempfindbar sein wird. Als Vorbereitung erscheint „das verhüllte Kreuz des Passionssonntages, der die Leidenswoche einleitet", und den Schluß bildet „das Kreuz, das Ende des Leidens"; doch das wolle er nicht schreiben, „das

sollte man dichten, singen, jubeln". So schreibt ein echter Sohn des hl. Franziskus. Ja, in dem Kreuzweg auch liegt ein reicher Schatz von Frieden, Kraft und Trost für alle Leidensgenossen des frommen Kapuziners, zugleich enthält es für alle Freunde des Kreuzweges viele Belehrung und Erbauung.

Christi Mitarbeiter, von Friedrich Franzen, Pallottiner, Pallottiner-Verlag (Limburg a. L.) 1927. 16° 79 S.

Der Verfasser will zum Unterschied der vielen ähnlichen Schriften über diesen Gegenstand mehr den wahren inneren Apostelgeist bei der Mitarbeit zu wecken suchen. „Zu wenig wird bei allem äußeren Wirken die innere Gottverbundenheit betont. Alle Seelenarbeit ist vor allem Gottes Wirken und alle Mitarbeit des Menschen hat nur Werkzeugscharakter. Diese Gedanken möchte das Büchlein in gar eindringlicher Weise vorlegen." Und das wird auch in 11 klar abgegrenzten Kapiteln durchgeführt. Wer die lichtvolle Ausführung ruhig auf sich wirken läßt, muß seine Zustimmung dazu geben. „Es ist darum eine Verkennung der höchsten Ziele, wenn man sich heutzutage in der Tätigkeit nach außen gleichsam erschöpft und für das innere Wirken Gottes kein Verständnis mehr besitzt." Der scheinbar harte Vorwurf wird in seinem eigenen Abschnitt mit der auffälligen Aufschrift „Die Häresie des Apostolates" noch schärfer betont. Da finden sich schwere Anklagen — natürlich nur in der Absicht auf Besserung — wie z. B. folgende: „Ob unsere Vereinstätigkeit oft nicht zum großen Teil deshalb so wenig tiefgreifend ist, weil sie sich zu stark in äußeren Dingen erschöpft?" — oder noch vorwurfsvoller: „Die Häresie des Apostolates äußert sich zuletzt in einem Aufgehen im Geiste der Welt... Man möchte durch Nachgeben und Ausgleichen die Gegensätze überbrücken, um so allmählich die Wege zu ebnen für das Reich Christi... Das Paktieren mit dem gottfeindlichen Geiste ist ein Zeichen unserer Zeit geworden." So vertritt der Verfasser mit Ernst seine Auffassung, gibt Mittel und Wege zur „Betätigung" an, weist auf die „Quellen der Kraft" hin und unterstreicht den goldenen Satz: „Wahrer Apostelgeist ist marianisch." Aus den paar Proben mag die treue Absicht des trefflichen Büchleins in etwa geahnt werden.

„Wenn deine Seele in Güte steht..." von Maria Poggel-Degenhardt. Franz Borgmeyer (Hildesheim) 1927. 8° 55 S. 1,30 (2,80) Mark.

Wie werden sie doch leider immer seltener, die herzigen Schriften, die man gerne zum zweiten und dritten und noch zum öfteren Male mit immer freudigem Genusse liest! Hier bietet sich eine so köstliche Gabe an. Schon der Gegenstand greift ans Herz — die Güte — und die feine Form scheint dem edlen Stoff wie angemessen; nicht anders spricht die wahre Poesie, wenn sie auf das Versemachen verzichtet. Wohl finden sich auch einige geschenkte Gedichtchen zart eingestreut, aber nach Art sinniger Gedankenverslein. In fünf knappen Absätzen entfaltet sich das Wesen und Wirken des Vorzuges der Heiligen unserer Zeit. Besonders anziehend und wirkungsvoll legt das letzte Kapitel: „im Gefolge der Güte" die stillen Früchte der hehren Gottesgabe in fünf aus dem wirklichen Leben gewonnenen Bildern zur nachahmenden Bewunderung dar. Da falten sich am Schluß die Hände von selbst zum „Gebet um Güte": „Wasche, was befleckt ist, — Heile, was verwundet ist..." Könnte man doch diese zeitnotwendige Schrift jedem Menschenkind still in die Hand, oder noch besser warm ans und ins Herz legen, die bitter gewordene Welt müßte wieder gütig werden!

Das sechste Sakrament, von Adolf Panzer Psm. Pallottiner-Verlag (Limburg a. Lahn) 1927. 16° 80 S. 0,50 Mark.

Als Einleitung wird ein kurzer Lebensabriß des 1925 verewigten Verfassers gegeben. Das Büchlein beginnt mit dem Priesterberuf, führt sodann den jungen Kleriker durch die verschiedenen Stufen aufwärts bis zum Priestertum, überall

passende Winke und fromme Erwägungen anknüpfend. Dabei wird außer den liturgischen Büchern besonders auf das neue kirchliche Gesetzbuch verwiesen, und somit tut das Büchlein den Weihekandidaten gute Dienste.

Warum bist du traurig? Von P. Theophil Ohlmeier, Franziskaner. Franz Borgmeyer (Hildesheim) 1927. 16° 159 S. geb. 2,00 Mark.

Unter den vielen ähnlichen Trostbüchlein gehört dieses mit seiner eindringlich herzlichen Sprache nicht an die letzte Stelle, wohl eher im Gegenteil. Die bloßen Stichworte aus den 15 Kapiteln kennzeichnen zur Genüge den Inhalt: Krankheit, Armut, Unglück, Todesfall, Unrecht, Sünde, Unschuld, Versuchungen, Beängstigungen, Wirksamkeit, Verständnislosigkeit, Geistesdürre, Innerlichkeit, Fortschritt. Die kurze Aufzählung der vielen Traurigkeitsquellen wirkt schon tröstlich, weil da ein jeder Leidtragende für sich etwas Aufrichtiges und Stärkendes zu finden hoffen darf. Dabei werden nicht bloß die übernatürlichen Trostgründe dargelegt, sondern auch die Vernunft kommt zu Wort. Somit gehört das neue Trostbuch in jedermanns Hand.

Katholisches Denken und Leben. Nr. 1: Suchet, was droben ist (Unser übernatürliches Ziel); Nr. 2: Gott unser Vater (Lehre von der Rechtfertigung). 4. u. 5. Tausend. Franz Borgmeyer (Hildesheim) 1927. 16° 33 S. — 41 S. je 30 Pfg.

Solche handliche Aufklärungsschriftchen werden — Gott dank — immer mehr Mode als kräftiges Schutz- und Abwehrmittel gegen all die Verunglimpfungen, Verleumdungen und Entstellungen unseres Glaubens. Besonders für das gewöhnliche Volk, das für gelehrte Bücher weder Zeit noch Verständnis genug besitzt, passen die kleinen Heftchen, die sich rasch und leicht lesen, in vorzüglicher Weise, wie auch der gute Erfolg zur Genüge bestätigt. Die Sammlung zählt schon 10 Nummern und wird weiter fortgesetzt.

Glaubenstreu und lilienrein, Lehr- und Gebetbuch für christliche Jungfrauen, von Dr. Franz Gebhard Metzler (Bregenz). „Seeverlag" H. Schneider, Höchst (Vorarlberg) 1924. 16°. 400 Seiten mit Bildschmuck.

Leuchte und Stab, Lehr- und Gebetbuch für katholische Jünglinge, von Dr. Franz Gebhard Metzler (Bregenz). „Seeverlag" H. Schneider, Höchst (Vorarlberg) 1925. 16°. 406 Seiten mit Bildschmuck.

„Festigung im Glaubensleben und Befruchtung des Gnadenlebens" soll der Zweck der beiden schmucken Büchlein sein, und darin liegt gerade ihr besonderer Vorzug. Auch in der näheren Ausführung stimmen sie im großen und ganzen überein: kurze und klare Darlegung des Glaubensbekenntnisses und der Gebete und im Gebetsteil die „Weihe des Tages, der Woche, des Monats, des Jahres und des Lebens". Einen kleinen Katechismusersatz könnte man die kleinen Gebetbüchlein nennen mit einer frommen Zugabe zur Erhaltung des Gnadenlebens. In dieser besonders glücklichen Eigenart liegt zugleich die beste Empfehlung.

Laßt uns das Kindlein lieben! Betrachtungen über das Kindlein von Bethlehem für die ganze Weihnachtszeit, dargeboten von P. Siegfr. Schneider, Franziskaner. Franziskus-Druckerei Werl i. W. 1927. 16°. 78 Seiten mit Titelbild. Kartoniert 0,50 Mark.

Wohl als eine Ergänzung zu dem anmutigen Andachtsbüchlein „Laßt uns zum Kindlein eilen" (s. diese Zeitschrift 38, 5) soll das neue Heftchen gelten mit seinen 20 Betrachtungen, die aus dem großen theologischen Werke des bekannten W. Faber „Bethlehem" zusammengestellt sind. Somit hat das Weihnachtsbüchlein eine doppelt günstige Empfehlung.

Godesberg. Scheid S. J.

VERSCHIEDENES.

Praktische Anleitung zur Herstellung kirchlicher Paramente. Von Josef Mohr, weiland Priester der Diözese Trier. Heft I: Die kirchlichen Leinenparamente. Herausgegeben vom Diözesan-Paramentenverein und der Missionsvereinigung hathol. Frauen und Jungfrauen in Trier durch Magda Knur. Kart. 1,00 Mk.

Im Alten Bund gab Gott selbst genaue Anweisung über die Herstellung der heiligen Geräte und Gewänder. Auch die Kirche des Neuen Bundes überläßt die Ausstattung des Heiligtums nicht schrankenloser Willkür. Der schönste Gottesdienst leidet unter abgenutzten und geschmacklosen Paramenten. Aber die Not macht manchen Gemeinden und Anstalten den Kauf teurer Stücke unmöglich, so gebieterisch auch der Zustand der alten Sachen es fordert. Selbsthilfe ist deshalb oft der einzige Ausweg aus der Not. Doch die geschickteste Näherin ist meist ratlos, wenn sie ohne besondere Anleitung sich auf diesem Gebiete betätigen soll. Darum erfüllt das vorliegende Heft eine höchst dankenswerte Aufgabe. Klare Anweisungen und bildliche Darstellungen leiten zur Herstellung der verschiedenen Paramente aus Leinen an. Selbst in kleinen Gemeinden wird sich so im Mütterverein oder in der Jungfrauenkongregation eine Gruppe bilden lassen, die sich der Kirchenwäsche annimmt. Wenn dieses Heft den wohlverdienten Anklang findet, sollen weitere Anleitungen für die übrigen Zweige der Paramentik folgen.

Trier. Ketter.

Lichter durchs Jahr. Gedichte von Maria Homscheid. Bergland-Verlag (Elberfeld) 1928. 16°. 102 Seiten. 2,50 Mark.

Ein ganzes Bändchen tieffrommer Gedichte — wer liest das? Wenn der Name „Maria Homscheid" darauf steht, dann muß das Büchlein wahre Poesie enthalten und wird deshalb freudig aufgenommen. „Lichter" heißen und sind sie alle, die einzelnen Lieder; doch der Zusatz „durchs Jahr" muß in feingeistigem Sinne gefaßt werden, wohl als der Dichterin Betrachtungsjahr. Ihrem kühnen Scwunge gestattet man auch gerne manch ungewöhnlich gewagtes Bild samt dem Ausdruck. Ebenso erklärt sich leicht die etwas bunte Mischung von sog. freien Rhythmen und einfachen Versen, wiewohl die letzteren zu einem stillen Gebetchen klarer klingen, wie es das letzte Lied, vielleicht das zarteste „Liebfrauenlob", am besten beweist. Auch in seinem äußeren Schmuck eignet sich das Dichtwerk zur Geschenkgabe für besinnliche Menschen.

In meiner Heimat Haus, Geschichten und Bilder von Wilhelm Hay, Junfermann (Paderborn) 1926. 8° 151 S. 2,50 Mark.

So ein herzig liebes Buch, an dem nicht bloß ein treuer Eifler, sondern jeder wahre Volksfreund seine helle Freude haben muß! Welche von den 14 reizenden Beschreibungen und Erzählungen die Palme verdient, möchte nicht leicht zu entscheiden sein. Der Sprache und Schilderungskunst nach verraten alle einen Meister, der den Eifler Volkston völlig beherrscht, aber ohne jede Geschraubtheit und Künstelei oder Nachahmung eines fremden Vorbildes, nein, vollkommen eigenartig. Das Buch bringt jedem Leser einen wahren reinen Hochgenuß. Der Freund unserer Muttersprache, die jetzt oft von den sog. Schriftstellern so schlimm mißhandelt wird, findet hier noch manch altes Sprachgut, wie es sich treu im Volksmund bewahrt hat; von fremdländischen Verunzierungen seiner Sprache weiß der biedere Eifelbauer nichts. Daß so ein echtes Volksbuch auch in jede katholische Volksbücherei gehört, braucht nicht besonders gesagt zu werden.

Ernstes und Heiteres für das brave Christenvolk von P. Adiutus Rohde O.F.M. Werl i. W. Franziskus-Druckerei 1928. 16° 176 S.

Nach dem vielfach geübten Brauch oder vielleicht besser gesagt Mißbrauch, kleinere Beiträge für Zeitschriften bezw. Zeitungen in ein Buch zu sammeln und so

doppelt nutzbar zu machen, wurde auch diese Zusammenstellung ausgeführt. Dabei hat denn auch selbstverständlich die Schere mitgeholfen; das tut aber der Güte der einzelnen Erzählungen keinen Eintrag, beweist nur die große Belesenheit des Verfassers. Die Aufschrift des Buches „Ernstes und Heiteres für das brave Christenvolk“ bleibt in Ehren.

Aschendorffs Klassiker-Ausgaben. 1. Minucius Felix, Octavius, für den Schulgebrauch herausgegeben und erklärt von Dr. Hans v. Geisau, Studiendirektor in Warburg i. W. Münster i. W. (Aschendorff) 1927, mit Lichtbild (Ostia) 8° XX u. 62 S. geb. 1 Mark. 2. Lateinische Hymnen des christlichen Altertums und Mittelalters von Dr. Otto Hellinghaus. 2. verb. u. vermehrte Aufl. 1927. 117 S. geb. 1,25 Mark.

Eigentlich bedürfen die Aschendorffschen Klassiker-Ausgaben nur einer Anzeige, keiner Empfehlung; sind sie doch allgemein geschätzt und für den Schulgebrauch erwünscht und beliebt. 1. Daß in den „Richtlinien für die Lehraufgaben der höheren Schulen Preußens“ auch der Dialog ‚Octavius‘ des Minucius Felix als Lesestoff für die Prima empfohlen wird, muß freudig anerkannt werden. Die Ausgabe übernahmen die berufensten Hände eines echten Schulmannes, der mit den Leistungsfähigkeiten der heutigen Primaner wohl vertraut ist. Daher versteht sich die anscheinend etwas breite Einleitung sozusagen von selbst. Auch die angefügten „Aufgaben für den Arbeitsunterricht“ verraten den Meister. 2. Schon der bloße Name des Herausgebers bürgt dafür, daß das inhaltlich so wertvolle Büchlein auch in seiner wissenschaftlichen Ausrüstung allen Anforderungen vollauf genügt, wie ja die 2. Auflage mitbestätigt. Der Religionsunterricht und die Lateinstunde können es beide sehr gut nützen. Mehr noch sollten diese kirchlichen Hymnenschätze auch über die Schulgrenzen hinaus den Gebildeten treue Freunde bleiben. Die einleitende Darlegung über die Hymnendichtung kann in ihrer gedrängten Gründlichkeit als Muster gelten; dieselbe Anerkennung verdienen die angeführten Erläuterungen.

Kurze Einführung in das liturgische Latein, von P. Fridolin Skutella O.F.M. Berlin, Germania-Verlag 1928. 12° 92 S. 1,40 (2,20) Mark.

„Mir kam es darauf an, nur das Notwendigste zu bieten, d. h. das Verständnis der feststehenden Teile des hl. Meßopfers, des ordo und canon missae, zu ermöglichen. Eine umfassendere Beherrschung der liturgischen Sprache ist bei Laien oder humanistisch nicht Gebildeten selten möglich ... Neun Jahre lernt der Gymnasiast sein klassisches Latein. Und das Resultat? Das liturgische Latein ist doch auch wirkliches, ja lebendiges Latein ... Bei aller Freude über die Tatsache der liturgischen Bewegung müssen wir uns der Grenzen des Verständnisses bewußt bleiben, damit die liturgische Bewegung keine vorübergehende Mode wird. Hängt doch das Beten mit der Kirche psychologisch mit der Sprache zusammen, was viel zu viel übersehen wird.“ Mit diesen wenigen Sätzen hat der Verfasser die Notwendigkeit seines kleinen, aber vortrefflichen Büchleins bewiesen; es eignet sich sowohl für Selbststudium als besonders für Lehrgänge und hat auch wissenschaftlichen Wert.

Eugippius Vita sancti Severini in Auswahl (Eclogae Graecolatinae, fasc. 48) herausgegeben von Alfons Tewes. Teubner (Leipzig) 1928. 8° 32 S. Kart. 0,80 M.

Der Herausgeber macht in der schlichten Einleitung auf den kulturgeschichtlichen Wert der anspruchslosen und deshalb doppelt wertvollen Lebensbeschreibung des hl. Severin aufmerksam und gibt die wünschenswerten Orts- und Zeitangaben. Einige Vorbemerkungen über das sog. Mittelateinische und zahlreiche Hilsnoten unter dem Text erleichtern wesentlich das Verständnis der dankenswerten Veröffentlichung.

Genesius-Spiele, Genesius-Verlag (Warendorf i. W.)

Ein neues Unternehmen für die Vereins- und Volksbühne legt in einer ausführlichen Einführungsschrift seine Ziele dar, nämlich „die Herausgabe von drama-

tisch-religiösen Bühnenwerken (Mysterien, Legenden und Weihespiele) für die katholischen Laien- und Gemeinschaftsbühnen". Bis jetzt sind 6 Stücke erschienen, die alle der auf diesem Gebiete rühmlichst bekannte P. Paul Humpert O. M. J. verfaßt hat. Der Titel für die Sammlung wurde in sinniger Weise von dem ersten Spiele hergenommen, das die legendarische Geschichte des wunderbar bekehrten Schauspielers Genesius zur Zeit der diokletianischen Verfolgung behandelt, wie es der Verfasser im Geleitwort kurz erzählt, ohne weitere Angabe der Entstehung.

1. Genesius, ein Spiel zu Gott hin (Herrenbühne). 12°. 84 Seiten.

In einfach edler Sprache entwickelt sich das Stück mit steigender Spannung. Die Bühne läßt sich, wie bei all den nachfolgenden Spielen, ohne besondere Schwierigkeit den jedesmaligen Verhältnissen anpassen, und so mag die Aufführung, trotz der reichen Entfaltung, doch nicht allzu schwer werden. Der Wunsch des Verfassers, daß Genesius auch die Menschen der jetzigen Zeit näher hin zu Gott führe, liegt in dem prächtigen Spiel wohl begründet.

2. Tempelweihe, ein kleines Festspiel zur Kirchweihe. 16 Seiten.

Das Geleitwort gibt die Entstehung des Festspieles an: Die Einweihung der Klosterkirche vom Guten Hirten zu Aachen, und daher meint der Verfasser, es könne auch anderswo bei ähnlicher Gelegenheit dienen; bei der geringen Personenzahl muß es ein sehr leichtes Stück genannt werden.

3. Priester des Herrn, ein Festspiel zur Primiz und zu anderen Ehrentagen des Priesters. 16 Seiten.

Auch zu diesem Spiel hat der Verfasser die erste Veranlassung angegeben: sein größeres Missionsspiel „Ein Apostelgrab". Zu den Gestalten des Spieles zählen an erster Stelle Christus und die Apostel, die aber unter Umständen, also nach Belieben, wegfallen können, wodurch sich dann die Darstellung wesentlich vereinfacht, aber noch reich genug bleibt.

4. Leuchtende Sterne, ein Festspiel zum Ehrentag eines Lehrers, einer Lehrerin oder anderer Erzieher. 16 Seiten.

Da weht wohltuend ein wenig Calderonscher Geist. Die sinnbildlichen Gestalten der verschiedenen Künste und der Wissenschaft bieten dem Schutzgeist des Lehrers freudig ihre Dienste an, damit er sein heilig hehres Amt vollkommen erfüllen möge. Das treffliche Spiel schließt mit einem hellen Reigenlied als Glückwunsch.

5. Barmherzigkeit, ein Festspiel mit Gesang und Reigen für Wohltätigkeitsveranstaltungen. 48 Seiten.

Wohl als das farbenprächtigste und am besten geglückte unter den 6 Spielen mag dieses lebendige Stück gelten. Es habe bei seiner Uraufführung, noch aus der Handschrift, „gelegentlich eines Führerkursus über Caritasarbeit (8. Oktober 1926) im Guten-Hirten-Kloster zu Köln-Melaten mit ganz einfachen Mitteln eine vorzügliche, die Seelen ergreifende Darstellung erzielt". Diesen glücklichen Erfolg wird jede Aufführung erreichen: die gütige „Caritas" siegt über all das vielgestaltige Elend der armen Menschheit.

6. Die Gottesbraut, ein Spiel aus dem Leben der heiligen Agnes (Mädchenbühne). 64 Seiten.

Der Dichter erzählt zur Einführung die liebliche Legende von der hl. Agnes, gibt aber keine Festlichkeit an, die eine Aufführung wünschenswert machte. Daß ein Bischof zur Jungfrauenweihe auftreten muß, stört nicht bloß nicht, sondern erklärt den Sinn des Spieles am besten. Der 4. Aufzug läßt sich nach Bedürfnis leicht den Verhältnissen anpassen.

Godesberg. Scheid S. J.